Nr. 125 — Jahrgang 16 | Einzelnummer 0,20 Zl. | Sonntag, den 1. Juni 1930

Volkswille

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120—, 1 ganze Seite 240 — Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0,60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 6. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004.

Dr. Curtius über Auslandsdeutschtum und Minderheiten

Für Förderung des deutschen Gedankens — Gegen die Ueberspannung des Souveränitätsbegriffs — Das Minderheitenrecht erst in der Entwicklung

Stuttgart. Auf dem Festakt in der Stuttgarter Liederhalle anläßlich der Jahresversammlung des deutschen Auslandsinstituts überbrachte Reichsaußenminister Dr. Curtius die Grüße der Reichsregierung und führte u. a. aus:

Die Reichsregierung stehe zusammen mit allen verantwortungsbewußten politischen Fraktionen im schweren Ringen um die Sicherung der finanziellen und materiellen Daseinsgrundlage von Reich und Volk. Auch in solcher Zeit bedürfe es der Besinnung auf die geistig-kulturellen Grundlagen Deutschlands sowie der

besonderen Pflege des Deutschtumsgedankens und des Erbgutes deutscher Kultur.

Die materielle Hilfe, die das deutsche Reich für die Auslandsdeutschen-Kultureinrichtungen beisteuern könne, sei bei dem Ernst der wirtschaftlichen Lage sehr bescheiden im Vergleich zu dem, was andere Länder für Auslandskulturzwecke aufwenden. Das deutsche Auslandsinstitut darf mit vollem Recht stolz sein auf das Vertrauen, daß es sich durch seine selbstlose Sachlichkeit im Dienste des

reinen Volksgedankens bei allen Auslandsdeutschen erworben habe.

Ich glaube, fuhr Dr. Curtius fort, daß dem Volkstumsgedanken die Zukunft gehöre. Wenn ich die Frage der nationalen Minderheiten hier kurz berühre, so ist zunächst zu betonen,

daß diese Frage keineswegs eine ausschließlich deutsche Frage sei.

Seit den Friedensverträgen belaufe sich die Gesamtzahl der Minderheiten in Europa auf etwa 35 Millionen Menschen.

Alle diese Minderheiten wünschen ihre kulturelle Eigenart zu erhalten und zu entwickeln.

Das sei ihr gutes Recht. Eines der ursprünglichsten Menschenrechte. Alle Einsichtigen wissen, daß der Kampf der Minderheiten nicht gegen den Staat als solchen gerichtet sei, sie wehren sich lediglich

gegen den überspitzten Souveränitätsbegriff.

Sie haben als Ziel die national-kulturelle Entwicklungsfreiheit im Rahmen der Staatsgemeinschaft.

Wir stehen gegenwärtig erst am Anfangsstadium dieses Entwicklungsganges,

der mühsam sei. Jeder Schritt auf diesem Wege bedeute einen wertvollen Beitrag zur Befriedung Europas. Hier falle auch dem Völkerbund eine wichtige Aufgabe zu, der er sich nicht werde entziehen können, wenn er seiner Rolle als Wegbereiter für eine neue Welt gerecht werden solle.

Der Reichsaußenminister schloß mit einem Aufruf an die **Reichsdeutschen im Auslande im Geiste einmütigen Zusammenwirkens, mit den amtlichen Vertretern des Reiches zur Pflege des Deutschtumsgedankens zusammenzuarbeiten.**



Rücktritt des bolivianischen Staatspräsidenten

Der Präsident von Bolivien, Dr. Hernando Siles, ist überraschend zurückgetreten und hat die Regierungsgeschäfte dem Kabinett übergeben mit der Aufforderung, die Wahl eines neuen Präsidenten vorzubereiten.

Der Streit um den Grenzzwischenfall

Noch kein Ergebnis der polnisch-deutschen Untersuchungskommission. Nervosität der polnischen Presse — Die Ursachen noch nicht ermittelt

Marienwerder. Die gemischte deutsch-polnische Kommission hat die Untersuchung des Neuhöfer Grenzzwischenfalles fortgesetzt. Ueber das bisherige Ergebnis der Untersuchung ist noch nichts bekannt. Erst am Sonnabend soll nach Abschluß ein amtlicher Bericht herausgegeben werden. Neben der Untersuchung dieser Kommission läuft die gerichtliche, deren Ergebnis ebenfalls noch nicht veröffentlicht wird. Man erfährt nur, daß die Untersuchung der Leiche des bei dem Gefecht gefallenen Polen ergeben hat, daß die im Rückgrat gefundene Kugel aus einer Pistole und nicht aus einem Karabiner stammt. Die Leiche des Polen ist am Donnerstag früh nach Polen überführt worden.

Nervosität in Warschau

Warschau. Mit dem Fortschreiten der Arbeiten der gemischten Untersuchungskommission über den Grenzzwischenfall bei Neuhöfen wird auch der Ton der polnischen Presse auffallend kleinlaut. Man beginnt sich anscheinend darüber klar zu werden, daß man mit der bisher hier geübten „Haltet den Dieb-Taktik" noch allzuweit gegangen sei.

Nur „ABC" scheint sich zu trösten, indem es erklärt: „Unter diesen Verhältnissen werde das Begräbnis des von den preußischen „Provokateuren" ermordeten Unterkommissars Liskiewitz zu einer großen patriotischen Kundgebung auswachsen, wodurch der grenzenlosen Entrüstung der Bevölkerung wegen der deutschen Provokation Ausdruck verliehen werden wird."

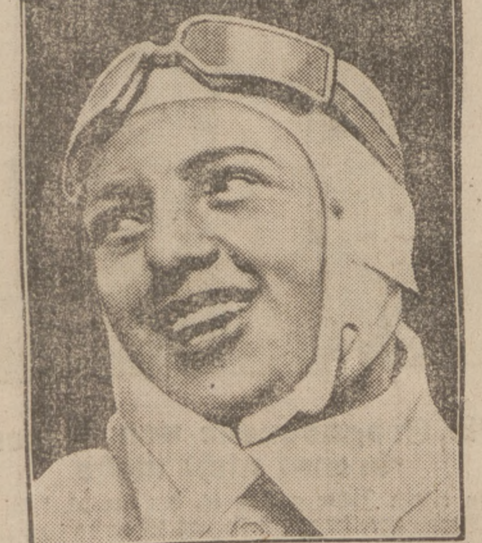
Eine deutsche Richtigstellung

Berlin. Die polnische Presse glaubt, auf Grund der bisherigen Feststellungen des Gemischten Ausschusses für die Untersuchung des Grenzzwischenfalles in Neuhöfen melden zu können, daß bereits Anhaltspunkte für eine deutsche Herausforderung gefunden worden seien. Wie hierzu von zuständiger Stelle in Berlin mitgeteilt wird, kann davon keineswegs die Rede sein. Es steht völlig eindeutig fest, daß die Polen die Urheber des ganzen Zwischenfalles gewesen seien. Im übrigen sieht man in Berlin der für Sonnabend zu erwartenden Veröffentlichung des Berichtes des gemischten Ausschusses mit der größten Ruhe entgegen.

Die verhängnisvolle deutsche Ostgrenze

Ein englisches Urteil.

London. Der Grenzzwischenfall von Neuhöfen gibt dem „Manchester Guardian" Gelegenheit zu folgenden grundsätzlichen Ausführungen über die Grenzziehung zwischen Deutschland und Polen. Das Blatt schreibt: Nach den Jahren des Krieges ist die Grenze von zwei europäischen Mächten noch immer so ungeregelt, daß sich Zwischenfälle ereignen können, wie sie sonst nur auf dem Balkan möglich sind. Der Vertrag von Versailles hat in Osteuropa Grenzen geschaffen, die nur dann befriedigend sein könnten, wenn die deutsch-polnischen Beziehungen einen mehr als normalen, freundschaftlichen Charakter hätten, eine Voraussetzung, die derselbe Friedensvertrag unmöglich macht. Es ist die Grenze, die hier in den letzten Jahren unter zahlreichen Vorfällen garantieren sollte, es ist dieselbe Grenze, die wir nach Briands letzter Denkschrift verteidigen müßten. Die Ereignisse vom vergangenen Sonnabend sollten uns zu mindestens das Risiko vor Augen führen, wenn wir etwas verteidigen sollten, was gar nicht zu verteidigen ist.



Siegerin in der Damen-Kunstflug-Meisterschaft von Deutschland

die zum erstenmal am Himmelfahrtstage über dem Bonner Flughafen Hangelar zum Austrag kam, wurde die junge Pilotin Liesel Bach aus Beuel (Rheinprovinz), die bemerkenswerterweise erst seit zwei Monaten Kunstflug treibt.

Slaweks Ruf nach dem Maulkorb

Die vom Kabinett Slawek herbeigeführte, willkürliche Vertagung des Sejms hat in der Presse ein Echo gefunden, welches den politischen Machthabern sehr unbequem ist und vor allem deshalb, weil einer der Hauptbeteiligten, der ehemalige Finanzminister Czechowicz selbst, das Schweigen gebrochen hat und über den heutigen Kurs Mitteilungen verlauten ließ, die alles andere, nur nicht für das System selbst empfehlenswert sind. Man kann also verstehen, daß sich im Regierungslager der Wunsch geltend macht, solche Mitteilungen zu unterbinden und wie herrlich ließ es sich da mit dem Pressedekret regieren, alles, was am grünen Tisch mißfiel, einfach zu konfizieren! Die Kritik ist eine der schärfsten Waffen der Opposition und kommt sie durch die Presse, so ist sie noch schwerwiegender als im Parlament selbst, denn dieses hat nur dann ein Echo, wenn sich die Presse, also die öffentliche Meinung, mit der Kritik an der Regierung mitbeteiligt und hier die Ansichten der Volksvertretung erst in die breiten Massen trägt. Und die politischen Machthaber finden alles angenehm, nur nicht, wenn ihnen der Spiegel eigener staatsmännischer Unfähigkeit vorgehalten wird. Dies ist nicht nur in Polen so, sondern in der Welt im allgemeinen und in Ländern mit diktatorischen Anwandlungen insbesondere. Eine Diktatur, die sich halten will, muß auf eine gute Stimmung im Lande bedacht sein und ihr erstes Streben ging bisher dahin, die Presse der Opposition mundtot zu machen. Mussolini war ein Beispiel hiervon und die anderen Nachahmer folgten ihm, wenn auch mit weniger Glück.

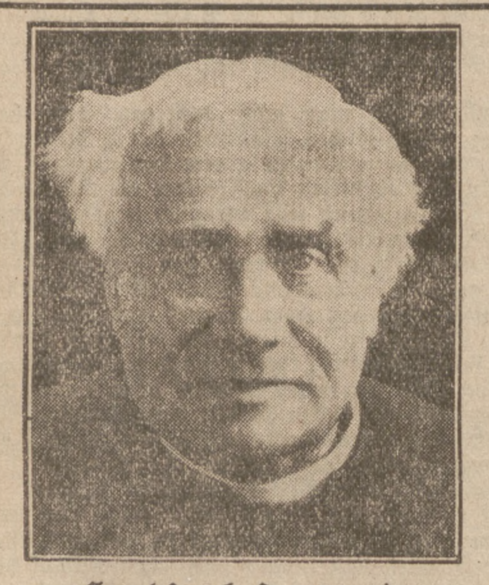
In Polen hat man auch, entgegen der bestehenden Verfassung, einen solchen Maulkotb durch Dekret der Presse auferlegt, und es gehört zu einem der wenigen Verdienste des Sejms, daß er dieses Pressedekret abgeschafft hat, wenn sich auch die Regierung sehr energisch dagegen gewehrt hat. Mit dem Pressedekret konnte man nämlich zwei Fragen mit einem Male erledigen. Erstens, den Gegner schädigen und zweitens auch die unbequeme Wahrheit unterdrücken. Was ist natürlicher, als daß Herr Slawek nach Mitteln und Wegen sucht, um die Presse wieder ein wenig zu bändigen und da man keine andere Ursachen dazu finden kann, so muß die Person des Staatspräsidenten dazu herhalten. Herr Slawek erklärt, wie schon so oft, den Parteien den Krieg, was nicht verhindern kann; daß sein eigenes Regierungslager langsam zerbröckelt. Aber die Parteien sind schuld und darum muß ihre Presse gebändigt werden. So ganz will man es durch ein neues Dekret nicht tun und darum glaubt man den Staatspräsidenten schützen zu müssen. Herr Slawek behauptet, daß in den politischen Kampf die Person des Staatspräsidenten hineingezogen wurde, und er lehnt es ab, ihn in den politischen Kampf einzubeziehen. Jeder, der ein wenig mit den Bestimmungen der Verfassung Bescheid weiß, der wird zugeben, daß der Staatspräsident keine be-

sondern Vorrechte innerhalb der staatsbürgerlichen Pflichten genießt, und wenn er Handlungen unterstützt, die ein wenig unvereinbar sind mit der noch geltenden Verfassung, so muß er sich, wie jeder Sterbliche, an seinen Handlungen eben Kritik gefallen lassen. Nur der Zar oder Wilhelm der Zweite fühlten sich dagegen immun, was indessen nicht verhindern konnte, daß sie einer ziemlich scharfen Kritik ausgesetzt wurden. Und man wird wohl auch im republikanischen Polen keine monarchistisch-zaristischen Methoden einführen wollen und muß sich auch gefallen lassen, daß am Staatspräsidenten dort Kritik angesetzt wird, wo sie angebracht ist.

Diese Kritik wird kein Maulkorb verhindern. Aber es geht den heutigen politischen Machthabern weniger um den Staatspräsidenten selbst, als um die eigene Anschauung, die im Widerspruch zum größten Teil der Bevölkerung stehe. Um was geht es eigentlich? Die Presse kritisiert das Verhalten des Staatspräsidenten, daß er den Wünschen des Kabinetts gefolgt ist und das Vertagungsdekret unterschrieben hat, weil der Senat keinen Antrag auf Einberufung einer außerordentlichen Tagung eingebracht hat. Früher einmal ist derselbe Staatspräsident von der Voraussetzung ausgegangen, daß die beiden Gesetzeskörperschaften zusammen einberufen werden müssen, wenn eine derselben den Antrag auf außerordentliche Tagung einbringt. Aber die Pläne waren sehr durchsichtig, es sollte der Regierung die Möglichkeit gegeben werden, die Verhandlungen des Sejms auszuschließen durch Vertagung und diese Pläne hat der Staatspräsident unterstützt. Dadurch hat er die Kritik an seinen Handlungen herbeigeführt. Aus welchem Grunde er nun von der Kritik ausgeschlossen werden soll, ist nicht ersichtlich, denn noch immer ist auch der Staatspräsident der Willensvollzieher des Sejms und die Presse heute der Sprecher der Volksmehrheit, die diesen Sejm gewählt hat. Wenn also der Staatspräsident mit verhindert, daß der Sejm tagt, so ist er genau so mitschuldig, wie die Regierung, die nach dem Ermessen der Opposition entgegen der Verfassung gehandelt hat. Daß diese Kritik unbequem ist, erscheint verständlich und das umsomehr, als auf diese Tatsachen auch das Ausland reagiert. Wir können nicht anders, als die Tatsache feststellen, daß nicht die Presse, nicht der Sejm den Staatspräsidenten in die politische Debatte hineingezogen hat, sondern jene staatspolitischen und juristischen Ratgeber im Kabinett Slawek, die die Verfassung nach eigenem Gutdünken auslegen wollen. Aber leider sind sie in ihren Handlungen nicht ganz konsequent und betreiben die Politik des „einen Schritt vorwärts und zwei Schritte rückwärts“, wobei leider unser wirtschaftliches Dasein langsam aber sicher der Katastrophe zueilt.

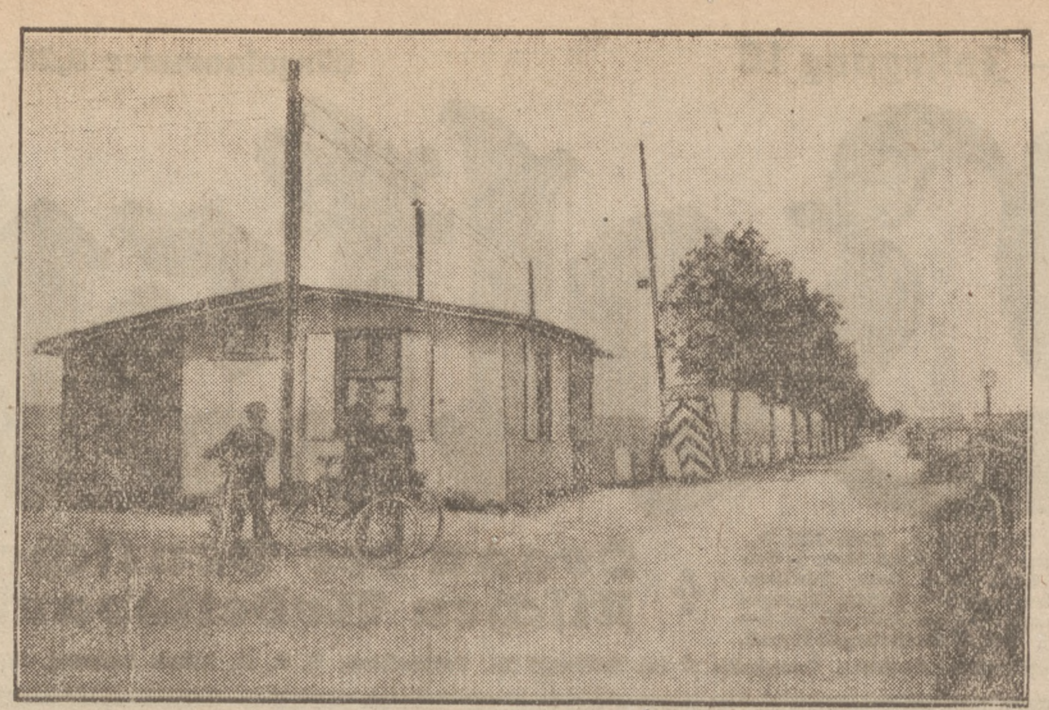
Man sollte sich doch statt der Pläne über einen neuen Maulkorb für die öffentliche Meinung, mehr mit den wirtschaftlichen Tatsachen beschäftigen. Also Maßnahmen planen, die dem Lande und seiner Wirtschaft helfen. Ginge es uns wirtschaftlich besser, würde auch die Diktatur der Slawek und Konsorten zu ertragen sein. Aber durch den Fall des Pressedekrets ist auch die Presse frei von der Zurückhaltung und auf der Suche nach den Schuldigen, werden Namen genannt, die man früher nie in die Debatte einbezogen hat. Es handelt sich um den Marschall Pilsudski, den heute alle, soweit ihnen das Wohl Polens am Herzen liegt, die Verantwortung für alles zuschieben, was in Polen geschieht. Und da man glaubt, annehmen zu dürfen, daß auch der Staatspräsident unter dem Einfluß des Marschalls steht, was ja bei ihrer intimen Freundschaft nichts Unnatürliches ist, so glaubt man im Lager derer um Slawek alles, was gegen die Handlungen des Staatspräsidenten geschrieben und kritisiert wird, auch auf Pilsudski bezüglich annehmen zu müssen. Und schließlich ist es auch so, daß jeder, der in dieser Debatte im Zusammenhang mit dem heutigen System genannt wird, doch nur als Werkzeug derer betrachtet wird, die heute die polit. Macht ausüben. Und möge Slawek als Ministerpräsident noch so gewaltig staatspolitisch erscheinen, jeder gibt sich doch darüber Rechenschaft ab, daß er doch nur Willensvollstrecker Pilsudskis ist. Das hat uns Czechowicz versichert und auch Bartel bei jeder Gelegenheit betont und Slawek kann unmöglich über seinen Schatten springen. Daran wird auch kein Maulkorb für die öffentliche Meinung etwas ändern können.

In Mussolinien wird die Presse sehr scharf an den Zügeln gehalten, was doch verhindern kann, daß über den Duce doch recht unbequeme Wahrheiten an den Tag kommen. Und Slaweks neuer Ruf nach einem Maulkorb ist auch nichts anderes, als ein Schwächezustand des heutigen Regierungssystems, welches glaubt, sich dadurch am Ruder zu erhalten, indem es einfach die Wahrheit zu berichten amtlich untersagt. Aber kein Pressemaulkorb kann verhindern, daß die Gerüchte über unsere inner- und außenpolitischen Verhältnisse in Umlauf gebracht werden, die viel gefährlicher sind, als die offene Kritik. Statt nach einem Maulkorb für die öffentliche Meinung zu suchen, wäre es angebracht, dahin zu wirken, daß mit dem heutigen System gebrochen wird und dann wird auch die Kritik verstummen, wird man auch kein Pressedekret mehr brauchen. Aber solange man nach Unterbindung der Meinungsfreiheit ruft, gibt man zu, daß es mit uns abwärts geht, gibt man zu, daß sich das in Polen durch den Maiumsturz geschaffene Regierungssystem nicht nur nicht bewährt, sondern überholt hat. Die Wahrheit kann man durch keine Dekrete totschweigen, das haben schon klügere Staatsmänner konstatieren müssen, als sie heut in Polen am Ruder sind. —ll.



Kardinal Luçon †

Der Erzbischof von Reims, Kardinal Louis Lucon, ist am 28. Mai im Alter von 88 Jahren gestorben.



Der Schauplatz des deutsch-polnischen Grenzzwischenfalls

Die deutsche Paßkontrollbaracke bei Neuhöfen (Kr. Marienwerder), in der die beiden polnischen Grenzbeamten verhaftet wurden. Da vom Schlagbaum her, der die Grenze bildet, die polnische Grenzwache die Baracke unter Feuer hielt, mußten die deutschen Beamten die beiden Verhafteten aus der Baracke durch das dem Beschauer zugekehrte Fenster in Sicherheit bringen.

Gandhi will Frieden?

160 Tote im Kampf um das Salzlager — Immer neue Unruhen — Bereitschaft zu Verhandlungen

Berlin. Der „Vorwärts“ gibt eine Meldung des Sonderkorrespondenten des „Daily Herald“ wieder, nach der Gandhi bereit sein soll, seinen beim Marsch nach Wadala gegebenen Auftrag zur Gesetzesübertretung wieder zurückzuziehen, wenn die kommende englisch-indische Konferenz Indien eine Verfassung gewährleiste, durch die Indien seine Freiheit wieder erlangt.

*

London. Wegen der Einführung des monatlichen Lohnsystems ist es am Donnerstag bei den Eisenbahnwerkstätten der ostindischen Eisenbahn in Lillocah, in der Nähe von Kalkutta, zu ernsten Unruhen gekommen. Eisenbahnarbeiter setzten mehrere Eisenbahnwagen in Brand. Polizeiverstärkungen wurden von der Menge mit Steinen und Eisenstücken beworfen. Die Polizei eröffnete das Feuer, wobei mehrere Personen verletzt wurden.

In einem westlichen Vorort von Dacca haben sich die Unruhen wiederholt. Ein englischer Polizeioffizier wurde von einer Menge angegriffen und verletzt. Die Polizei machte bei dem Auseinandertreiben der Menge von der Schußwaffe Gebrauch. Eine große Anzahl von Hindus wurde verhaftet. Die Gesamtzahl der Toten seit Ausbruch der Unruhen in Dacca, vor etwa einer Woche, wird nunmehr mit 160 angegeben. Die Polizei wird in der Durchführung des Ordnungsdienstes durch Militär unterstützt.

In Rangoon herrscht gegenwärtig völlige Ruhe. Der von der Regierung ernannte Ausschuß hat seine Arbeiten aufgenommen. Die Zahl der Toten bei den letzten Unruhen ist auf 164 gestiegen.

In Untadi, dem Ausgangspunkt für die Angriffe auf das Salzlager von Dharasana, sind mehrere Gruppen von Freiwilligen eingetroffen. In Dharasana selbst mußte die Polizei mehrfach eingreifen, da zwei Freiwilligenabteilungen wieder versuchten in die Salzlager einzudringen. Im ganzen sind dabei 14 Personen verletzt worden, während der Rest der Freiwilligen, etwa 100 Mann, auseinandergetrieben wurden.

Tschiangkaischek verwundet

Paris. Nach Meldungen aus Peking bestätigt es sich, daß die chinesische Nordarmee die Front der Regierungstruppen durchbrochen hat und ihren Sieg fortsetzt. Die Regierung von Nanking hat ihre Truppen zurückgenommen und neue Verteidigungslinien bezogen. Wie verlautet, soll der Präsident der nationalistischen Regierung, Tschiangkaischek, während der letzten Kämpfe an der Lunghai-Eisenbahnlinie verwundet worden sein.

Lohngeldraub chinesischer Piraten

Berlin. Auf dem Whangpoo-Fluß griff nach einer Meldung Berliner Blätter aus Schanghai am Freitag eine Piratenbande ein Dampfboot an, in dem sich zwei Fabrikbeamte mit Lohngelder für chinesische Arbeiter befanden. Sie erschossen den Kapitän, den Maschinisten und die beiden Fabrikbeamten, verwundeten fünf andere Personen und entkamen mit den Lohngeldern.

Immer mehr Garantieforderungen

Berlin. Wie der Lokalanzeiger aus Zürich meldet, hat der juristische Berater der Bank von England, Sir William Lee, hinsichtlich des Deutschland zugeteilten Teiles der 100-Millionen-Dollaranleihe Einwände erhoben, wonach von Deutschland für die ganze Anleihe die gleiche Garantie gefordert wird wie für die 100 Millionen Dollar, die zugunsten der deutschen Reichsbahn bestimmt seien.

Rücktritt des japanischen Marine-Ministers?

London. Nach einer Meldung des „Exchange Telegraph“ aus Tokio gilt es dort als wahrscheinlich, daß der Marineminister Admiral Takarabe infolge der ablehnenden Haltung des obersten Kriegsrates gegen den Londoner Flottenvertrag zurücktreten wird. Auch der Rücktritt der gesamten Regierung stehe im Hinblick auf ihre zustimmende Haltung zu dem Londoner Flottenabkommen im Bereich der Möglichkeit.

Die Arbeiterregierung gegen die Gewerkschaftsakte Baldwins

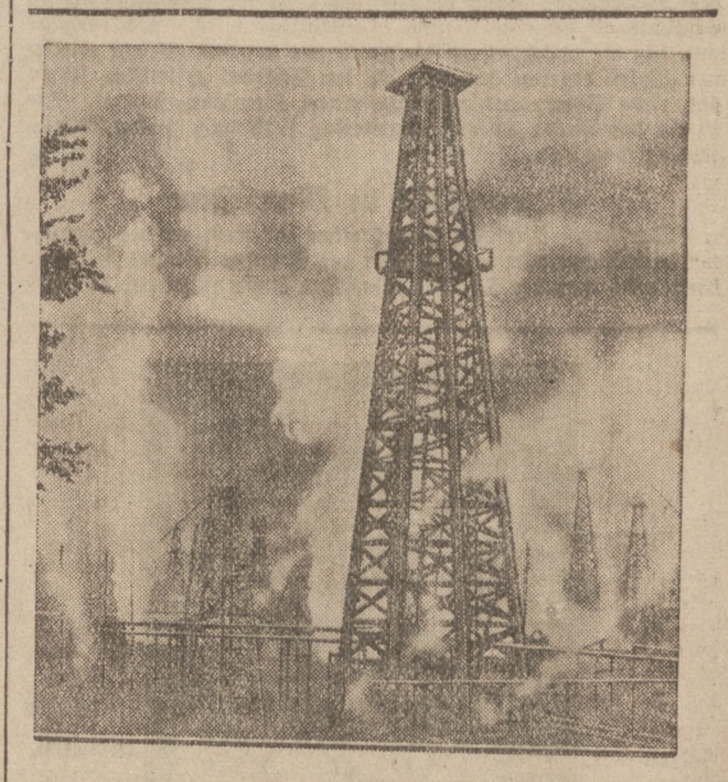
London. Der Generalrat der Gewerkschaften befaßte sich am Donnerstag in einer gemeinsamen Sitzung mit dem Vollzugsrat der Arbeiterpartei, an der auch Ministerpräsident Macdonald und Außenminister Henderson teilnahmen, mit der von den Gewerkschaften angestrebten Beseitigung der von der konservativen Regierung im Jahre 1927 eingeführten Gewerkschaftsakte. Die Regierung hat, wie verlautet, zugesagt, im Herbst eine Gesetzesvorlage einzubringen, durch die den Gewerkschaften ihre alten Vorrechte zurückgegeben werden. Die Gewerkschaften sind insbesondere darauf bedacht, daß in der Gesetzesvorlage der Grundsatz der Ungesetzlichkeit des Generalstreiks wegfällt. Auch die politische Gewerkschaftsabgabe soll wieder eingeführt werden.

45 Personen im brennenden Eisenbahnwagen umgekommen

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, brach in einem Wagen eines Personenzuges auf dem Wege zwischen Moskau und Kursk, in der Nähe von Gawrilowo, ein Brand aus. Die Reisenden versuchten vergeblich, aus dem brennenden Wagen zu fliehen, dessen Ausgänge verschlossen waren. 45 Personen kamen ums Leben, während 22 schwer verletzt wurden. Nach einer amtlichen Mitteilung des Verkehrskommissariats wurde festgestellt, daß ein Bauer durch Zerbrechen einer Benzinflasche das Feuer hervorgerufen hat.

Wilkins mit dem U-Boot nach dem Nordpol

Berlin. Das amerikanische Marinedepartement hat, wie Berliner Blätter aus Washington melden, dem Ersuchen des Nordpolforschers Wilkins, ihm das alte U-Boot „O 12“ für eine U-Boot-Expedition nach dem Nordpol zu überlassen, stattgegeben. Wilkins will sich mit dem „Graf Zeppelin“ nach Europa zurückbegeben, um dort Vorbereitungen zu der Expedition nach dem Nordpol zu treffen.



Die Erdgasquelle von Moreni brennt nicht mehr

Nach genau einem Jahre gelang es, den am 29. Mai 1929 entstandenen Brand der Erdgasquelle von Moreni zu löschen. Ein Jahr lang sind täglich schätzungsweise fünf Millionen Kubikmeter Erdgas, die einen Kalorienwert von 5000 Tonnen Erdöl haben, verbrannt. Die Löschung des ungeheuren Brandes, von dem unser Bild nur eine schwache Vorstellung gibt, gelang unter unerhörten Anstrengungen und nach dem Verlust zahlreicher Menschenleben durch das Einpumpen von Schlamm durch eine an die Ausbruchstelle unterirdisch herangeführte Bohrleitung.

Die allgemeine wirtschaftliche und finanzielle Lage in Polen

Devey berichtet — Eine weitere Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage — Rückgang der Staatseinnahmen

Der amerikanische Finanzberater in Polen, Herr Devey, der sich durch die Kattunröcke, die er den polnischen Frauen empfiehlt, einen Namen gemacht hat, pflegt vierteljährlich einen wirtschaftlichen Bericht zu veröffentlichen. Er ist zwar in seinen Berichten sehr vorsichtig, bedient sich auch keiner drastischen Ausdrücke und dennoch kommt die mißliche wirtschaftliche und finanzielle Lage aus seinem letzten Bericht kraß zutage. Herr Devey sagt vorsichtig, daß infolge der wirtschaftlichen Depression der rasche Aufstieg der Einnahmen des Staates einen Rückschlag erfahren hat. Die Ausgaben haben sich ein wenig erhöht im Vergleich zum Vorjahre, die Einnahmen sind aber zurückgegangen. Bei der Gewerbesteuer ist ein Rückgang zu verzeichnen, während die Einkommensteuer mehr einbrachte als im Vorjahre. Auch die Stempelsteuer hat mehr eingebracht als im ersten Quartal 1929. Bei den Staatsmonopolen hat sich die wirtschaftliche Krise bemerkbar gemacht, weil sie an die Staatskasse weniger abgeführt haben als in den ersten drei Monaten des Vorjahres. Am empfindlichsten macht sich jedoch der Rückgang aus den Zolleinnahmen bemerkbar. Die Eisenbahn hat an die Staatskasse überhaupt nichts abliefern können und war sogar gezwungen, die Investitionen, die in Aussicht gestellt waren, einzuschränken. Die Einnahmen laufen nach dem Budgetplane ein, so wie sie durch den Sejm beschlossen vorgesehen wurden. Bei den Ausgaben hat sich aber herausgestellt, daß sie im Sinne des Sejmbeschlusses nicht eingehalten werden können. Um jedoch die vom Sejm bezeichnete Grenze nicht zu überschreiten, mußten andere Ausgaben eingeschränkt werden. Dieser Hinweis des amerikanischen Finanzberaters besagt, daß die Regierung sich an die Sejmbeschlüsse bei den Ausgaben nicht hält, jedoch bestrebt ist, die allgemeinen festgesetzten Beträge einzuhalten.

Die Handelsbilanz ist aktiv, aber die Aktivität ist problematisch und ist darauf zurückzuführen, daß die Einfuhr nach Polen weiterhin eingeschränkt wurde. Wir verbarrikadieren uns in wirtschaftlicher Hinsicht immer mehr von den anderen Völkern. Daß die Einfuhr immer mehr sinkt, weisen darauf auch die Zolleinnahmen, die nach dem Bericht des Finanzberaters erheblich zurückgegangen sind.

Ueber die wirtschaftliche Lage in Polen sagt Devey folgendes: Die wirtschaftliche Lage im Staate hat eine weitere Verschlechterung erfahren. Das erste Quartal brachte einen weiteren Rückgang in der Produktion, und zwar in allen Zweigen der gesamten Produktion. Die Zahl der Arbeitslosen ist weiter gestiegen und die Arbeitslosigkeit dauert länger an. Die Lage in der Landwirtschaft ist infolge des Rückganges der Getreidepreise sehr schwer. Auf dem Wertpapiermarkte herrscht eine Depression. Die Getreidepreise sind im ersten Vierteljahre rapid zurückgegangen, mehr noch als in den Nachbarstaaten. Auch ist der Bedarf an Kohle im ersten Quartal erheblich zurückgegangen. Der Rückgang des Bedarfs der Hüttenproduktion auf dem Innenmarkte konnte zum Teil durch den Export wettgemacht werden. In der Textilindustrie bringt der Monat Februar jedes Jahr eine Belebung. In diesem Jahre hat sich aber eine Belebung der Saison nicht bemerkbar gemacht, im Gegenteil, ein Rückgang des Bedarfes ist eingetreten. Die Vorräte an Textilwaren sind groß und der Absatz schwankt.

Devey schließt seinen Bericht mit folgender Bemerkung: Die ungünstige wirtschaftliche Lage scheint ihre Höhe erreicht zu haben und man kann erwarten, daß demnächst eine Besserung eintreten wird. Von dieser Aufmunterung wird kein Arbeitsloser satt. Wenn sie sich ähnlich bewahrheitet wie die Kattunröcke, dann stehe uns bei, Engel. Alle Frauen tragen Kleider aus den in Lodz hergestellten Stoffen, zum größten Teil Kattunkleider, und trotzdem muß Herr Devey berichten, daß in der Textilindustrie nicht nur keine Saisonbelebung zu verzeichnen war, aber noch ein erheblicher Rückgang des Absatzes eingetreten ist. Der Bericht des amerikanischen Finanzberaters ist diesmal wirklich pessimistisch ausgefallen. Ueberall Rückgang. Die Einnahmen weisen einen Rückgang auf, die Produktion geht zurück, der Absatz geht zurück, die Landwirtschaft seufzt unter einer schweren Krise. Gestiegen sind die Ausgaben, die Arbeitslosigkeit, die Not und Sorge. Das kann man dem Bericht des Finanzberaters entnehmen.

Polnisch-Schlesien

Marschallverwechselung

Wir haben vier Marschälle in Polen, und da kann es schon vorkommen, daß man sie verwechselt, überhaupt, wenn man noch ein Sozialist ist und es mit den Titeln nicht allzu genau nimmt. Es gibt bei uns eine gewisse Richtung, die nur einen Marschall feiert und anerkennt, die drei übrigen werden nicht einmal geduldet, oft verleumdet und manche gar rücksichtslos bekämpft. Der eine Marschall wird von der erwähnten Richtung mit großem Ehrgefühl behandelt und schreibt man von ihm, so heißt es nicht „er“ sondern „Er“, und nicht „ihn“ sondern „Ihn“. Unseretwegen sollen sie das machen, nur möchten wir Verwahrung gegen die Verleumdung der anderen Marschälle einlegen, wenn sie ihre Pflicht erfüllen. Den Marschalltitel trägt bekanntlich der heutige Kriegsminister, dann gibt es in Polen zwei Sejmmarschälle, Daszynski in Warschau und Wolny in Kattowitz. Außerdem haben wir noch einen Senatsmarschall, der sich Szymanski nennt, und dem wir den zweiten Schlesischen Sejm verdanken. Gewiß war das nicht seine Absicht, denn er wollte das Gegenteil haben, aber in der Tat verdanken wir lediglich dem Senatsmarschall, daß der Schlesische Sejm am 27. Mai feierlichst eröffnet werden konnte. Wie dies kam, wollen wir hier in Kürze erzählen:

Der Warschauer Sejm hat die Wahlordination für den Schlesischen Sejm beschlossen, aber die Sejmbeschüsse erlangen erst dann Gesetzeskraft, wenn sie den Senat passieren. Richtig wurde der Sejmbeschluß dem Senate überwiesen, aber der Senatsmarschall beeilte sich nicht sonderlich mit dem Sejmbeschluß, und obwohl einzelne Senatoren dies ausdrücklich verlangt haben, stellte er doch nicht die Wahlordination auf die Tagesordnung. Es war für jeden klar, daß der Senatsmarschall auf Verschleppung hingearbeitet hat, was auch die damalige Regierung beabsichtigte. Inzwischen wurde die Sejm- und Senatssession geschlossen und die Wahlordination blieb in der Luft hängen. Als dann eine neue Session geöffnet wurde, konstatierte der Sejm, daß alle Sejmbeschlüsse Gesetzeskraft erlangen, wenn sich der Senat nicht innerhalb von 30 Tagen mit ihnen befaßt. Auf diese Art erlangte die Wahlordination für Schlesien Gesetzeskraft. Hätte der Marschall Szymanski sie auf die Tagesordnung gestellt, dann weiß man nicht, was aus der Wahlordination geworden wäre. Zweifellos steht es fest, daß wir am 27. Mai keine Sejmeröffnung in Kattowitz gehabt hätten.

Wir sind aber von unserem Thema weit abgeschweift, das nicht minder interessant ist, wie die Obstruktion des Senatsmarschalls. Hier handelt es sich aber um einen anderen Marschall und wie das kam, das wollen wir hier kurz erzählen. Der polnische Staatspräsident bereist gegenwärtig die Provinzen und ist u. a. auch in Makow eingetroffen. Makow ist eine kleine Stadt in Kongreßpolen. Selbstverständlich machte sich in Makow alles auf die Beine, um das Staatsoberhaupt zu begrüßen, die Stadtrada, mit dem Magistrat an der Spitze. Im Magistrat sitzt aber ein Sozialist, der Genosse Piotrowski. Ueber die Marschälle hat der Genosse Piotrowski seine eigene Meinung, die nicht mit der offiziellen übereinstimmen will, aber daran ist der Sozialist nicht schuld. Ein Sozialist ist eben ein Sozialist mit festen Grundsätzen und bestimmten Zielen, an welchen sich nicht rütteln läßt. Genosse Piotrowski hielt an diesen Grundsätzen fest, und als der Staatspräsident im Begriff war das Auto zu verlassen, rief er aus Leibeskräften: „Es lebe der Sejm! Es lebe der Sejmmarschall Daszynski!“ In einem demokratischen Staate sollte solche Begrüßung des Staatsoberhauptes nichts Anstößendes erwecken, denn sie ist ja selbstverständlich. Bei uns wird aber die Demokratie ganz anders ausgelegt und das mußte Genosse Piotrowski auf seiner eigenen Haut wahrnehmen. Sofort, als er den Ruf erhoben hat, stürzten sich auf ihn die Polizeiagenten aus der Begleitung des Staatspräsidenten, fesselten ihn wie einen Staatsverbrecher und verprügelten ihn obendrein noch ordentlich. Dann brachten sie ihn gefesselt auf das Polizeikommissariat. Dabei hat Polen die demokratischste Verfassung in ganz Europa, und doch wird der „freie Bürger“ für Hochrufe auf die höchste gesetzgebende Körperschaft in Ketten gelegt und jämmerlich verprügelt. Hätte er: Hoch Marschall Pilsudski! gerufen, so wäre ihm ein Orden gewiß.

Geschäftsfreier Sonntag

Morgen können infolge der bevorstehenden Pfingstfeiertage die Geschäfte und Verkaufsstellen in der Zeit von 12 bis 18 Uhr nachmittags offen gehalten werden, ebenso am heutigen Sonnabend bis um 20 Uhr abends.

Im Zeichen des Internationalen Frauentages

Schöner Verlauf der Frauenkonferenz — Zum Gedenken an August Bebel — Für Aufklärung und Fortschritt

Wie alljährlich, so hatte auch in diesem Jahre die Sozialistische Fraueninternationale einen „Internationalen Frauentag“ angeordnet, der dieses Mal nicht nur einen Tag, sondern vom 18. Mai bis zum 1. Juni dauerte. In diesen Tagen sollten die sozialistischen Frauen aller Länder zu Tagungen oder Demonstrationen zusammentreten, um unter der Parole **„Die Frau und der Sozialismus“** für unsere Idee zu werben und zu [illegible]. Soweit bisher Nachrichten eingegangen sind, ist die Beteiligung an den Frauenveranstaltungen in allen Ländern überaus lebendig, so daß mit Bestimmtheit vorausgesagt werden kann, daß der **sozialistische Gedanke unter den Frauen weiter wachsen und gedeihen wird.**

In diesem Zeichen berief der Bezirksausschuß der „Arbeiterwohlfahrt“ Polnisch-Schlesien für Freitag, nachmittags 4 Uhr, ins Zentralhotel, Kattowitz, eine Frauenkonferenz ein, zu welcher zirka 20 Ortschaften ihre Delegierten entsandt hatten, sowie auch Genossinnen und Genossen als Gäste erschienen waren. Erfreulich war es auch, festzustellen, daß ganz abgelegene Ortschaften, wie Kochlowitz, Frauen geschickt hatte und so das Interesse an unserer Bewegung bekundete, obwohl dort noch keine Frauengruppe besteht. Bedauerlicherweise war Siemianowitz nicht erschienen, was hoffentlich nicht auf ein besonderes Desinteresse schließen läßt.

Der Verlauf der Tagung

Kurz nach 4 Uhr eröffnete Gen. Kuzella mit herzlichen Begrüßungsworten und mit Bekanntgabe der Tagesordnung die Konferenz. Der 2. Punkt brachte einen

Geschäftsbericht

der Genossin Kowoll, aus welchem hervorging, daß die „Arbeiterwohlfahrt“ jetzt 18 Frauengruppen besitzt. Die Zahl der weiblichen Mitglieder wächst, wenn auch langsam, so doch ständig. Die Tätigkeit erstreckt sich, wie bisher, auf die Betreuung der Bedürftigen, mit besonderer Berücksichtigung bei Entbindungen oder Todesfällen, ferner in der Erholungsfürsorge, welcher auf die neue Aufgabe der Koch- und Nähstuben, in welchen unsere Genossinnen stark in Anspruch genommen werden. Des weiteren betreibt die „Arbeiterwohlfahrt“ durch Vorträge, Versammlungen usw., die Aufklärung und Schulung der Arbeiterfrau, sowohl in separaten Frauenversammlungen, als auch in Gemeinschaft mit der D. S. A. P. Referentin betont, daß es auch fernerhin die vornehmste Aufgabe unserer Frauenorganisation sein wird, für die D. S. A. P., für den sozialistischen Gedanken, zu kämpfen, sowohl in ideeller, als auch in sozialer Beziehung und fordert alle Anwesenden zur regsten Mitarbeit auf.

Gen. Matzke erstattete alsdann den **Kassenbericht,** welcher erbrachte, wieviel Unterstützungen gezahlt wurden und wie die Partei uns auch in dieser Hinsicht zur Seite steht. Allerdings sind unsere Mittel sehr gering, und aus diesem Grunde müssen wir recht haushälterisch damit umgehen.

Nun ergriff Genosse Kowoll das Wort zu seinem Referat

„Die Frau und der Sozialismus“.

Redner griff zurück auf das weltberühmte, gleichnamige Buch August Bebels, welches vor 50 Jahren herausgegeben wurde und damals eine wahre Revolution unter den Geistern hervorgerufen hat. Bebel forderte schon damals Gleichberechtigung der Geschlechter, sowie auch die politische Anteilnahme der Frau im öffentlichen Leben. In diesem Sinne hatte Bebel schon 1875 an den Parteitag der deutschen Sozialdemokratie einen Antrag gerichtet und dann in seinem Werke seine berühmten Forderungen begründet und klar gelegt, die auch heute noch gültig sind und sogar zum Teil noch nicht erfüllt wurden. Referent gibt nun ein kurzes Lebensbild des großen Vorkämpfers der Frauenrechte. Bebels Prophezeiungen, (siehe Elsaß-Lothringen), sind fast alle eingetroffen, und die Anschauungen über die Gleichwertigkeit in der Ehe sind heute aktueller denn je. Jede Arbeiterfrau sollte unbedingt das Werk Bebels gelesen haben.

Ueber ein Jahrzehnt ist seit der Eroberung des Frauenwahlrechts in den verschiedenen Ländern vergangen, aber die Frau ist noch nicht viel aufgeklärter geworden. Und dabei war sie nicht immer die Unterdrückte gewesen, es gab Völker, wo sie die Trägerin der Kultur, die Verfechterin großer Gedanken war. Sie muß darnach streben, sich heute, im Zeitalter der Technik und des Fortschritts, von den Banden des Klerikalismus, die sie so stark bedrücken, freizumachen und ihre Macht auszunutzen. Die Kirche nimmt ihre Aufgabe leicht, sie verspricht den Menschen ein Himmelreich nach dem Tode, hier aber müssen sie sich quälen und abrackern.

Im Sozialismus liegt Sittlichkeit, Moral und wahres Christentum.

Dies müssen die Arbeiterfrauen erkennen. Wo ist die Nächstenliebe der Frommen, wenn ihre Machtpolitik die Völker zu Kriegen, zu Mord und Vernichtung treibt? Alles ist nur ein politisches Geschäft.

Politik, Kapitalismus und Krieg sind drei Dinge, die nicht voneinander zu trennen sind.

Die Kirche ist gegen jeden Fortschritt, sie will besonders die Frauen, recht unaufgeklärt erhalten. Eheprobleme, das Problem des § 218, sind Angelegenheiten, die nur im neuen Geiste, im Geiste des Sozialismus gelöst werden können. Aber dazu brauchen wir die Masse der Arbeiterfrauen, die mit uns eines Sinnes sind und für deren Rechte und Befreiung wir immer kämpfen werden. Darum gehört jede Proletarierfrau in die Reihen der Sozialistischen Partei und in diesem Sinne wollen wir werben und kämpfen! (Lebhafter Beifall!)

Diskussion

Gen. Kuzella unterstreicht die Ausführungen des Referenten und betont, daß die Arbeiterklasse keine Wohltaten braucht, sondern ihr Recht beanspruchen muß, wenn sie in Not gerät. Gen. Bödeker schildert ihren Werdegang, wie sie Sozialistin wurde und will dadurch die jungen Genossinnen anspornen. Gen. Janta ist für separate Frauenversammlungen, weil sie besser geeignet sind, zur Aufklärung für unsere Idee. Sie weist auf die Freiheitskämpferinnen 1848 hin, die nicht Not und Kerker, Tod und Qualen gescheut haben, für ihre Sache zu leiden und fordert die Genossinnen auf, ein wenig von dem Opfermut sich zu eigen zu machen. Genosse Figura spricht im Sinne des § 218 zur Aufklärung und hält diese für äußerst notwendig. Aber die Massen müssen gebildet und geschult werden, um großen Problemen zugeführt werden zu können. Im Schlußwort ergänzt Gen. Kowoll nochmals alle Einzelheiten und betont, daß es nicht möglich ist, im Rahmen dieser Konferenz auf alle angeschnittenen Fragen einzugehen. Jedenfalls ist es notwendig, den Frauen diese Dinge nahezulegen und den Sozialismus vorzubereiten, denn dieser allein bringt Erlösung aller Nöte und Leiden!

Unter „Verschiedenes“ wurden verschiedene Anträge behandelt, die aber in einer späteren Konferenz eingehender durchgearbeitet werden sollen. Da keine Wortmeldungen mehr vorlagen, schloß Gen. Kuzella nach 7 Uhr, unter Absingung der 1. Strophe der „Internationale“ die sehr gut verlaufene Konferenz.

Hoffentlich werden die Anregungen einen günstigen Boden gefunden haben, daß unsere Frauenbewegung weiter fortschreitet und eine bessere Aufklärung den Arbeiterfrauen zuteil wird. In diesem Sinne soll die Arbeit künftig geleistet werden. Helft Alle mit, vorwärts zum Aufstieg, zum Sieg der Frauen, für die Idee des Sozialismus!

Die zweite Sitzung des Schlesischen Sejms

Am kommenden Montag wird die zweite Sitzung des Schlesischen Sejms stattfinden. Die Tagesordnung ist jedenfalls umfangreich und sie setzt sich aus 9 Punkten zusammen. Es sind das meistens Anträge, welche in der ersten Sejmsitzung von den einzelnen Klubs eingebracht wurden. Die Tagesordnung ist folgende:

1. Wahl des Wojewodschaftsrates.
2. Antrag des Korfanty- und des N. P. R.-Klubs, der vom Wojewodschaftsrat die Vorlegung eines Firmenverzeichnis verlangt, welche in der Wojewodschaft die öffentlichen Arbeiten auf Kosten des Staatsschatzes ausführen, die Zahl aller Funktionäre und Arbeiter mit der genauen Angabe, ob die Firmen und die Arbeiter aus der Wojewodschaft stammen.
3. Antrag desseben Klubs zwecks Vorlage einer genauen Aufstellung aller öffentlichen Arbeiten die auf Kosten des Staatsschatzes ausgeführt werden und Angabe der Höhe der gewährten Kredite bezw. der zu gewährenden Kredite an die Landwirte.

Im Zusammenhange damit fordert der Sejm den Wojewodschaftsrat auf, den Budgetvoranschlag für das Jahr 1930-31 unverzüglich vorzulegen.

4. Antrag desselben Klubs, zwecks Vorlage von Ausweisen, die sich auf die Bemessung der Gewerbesteuer für das laufende Jahr beziehen, sowie die Bekanntgabe des Grundsatzes über die Zusammensetzung der Einschätzungskommissionen und ihrer Arbeit, die Höhe der präliminierten und der effektiv eingezogenen Steuer im Vorjahre und die Höhe der präliminierten Steuer für das laufende Jahr.
5. Antrag des Abg. Palarczyk und Genossen über die bermäßige Steuereinschätzung für das Jahr 1929.
6. **Antrag des Abg. Adamek und Genossen über die usdehnung der Sozialfürsorge auf die Arbeitslosen.**
7. **Antrag des sozialistischen Klubs zwecks Vorlage eines Gesetzentwurfes über die Einschränkung der Bezüge der Direktoren in den schlesischen Industriebetrieben im Bereich der schlesischen Wojewodschaft.**
8. Antrag des Abgeordneten Palarczyk und Genossen über die durchgeführte Reduktion der Eisenbahner in dem Teschener Teil der Wojewodschaft.
9. Antrag des Abgeordneten Kornke und Genossen über die durchgeführte Reduktion der Eisenbahner in dem oberschlesischen Teil der Wojewodschaft.

Liquidierung des Deutschen Kultur- und Wirtschaftsbundes

Die Bauernfängerei mit dem Deutschen Kultur- und Wirtschaftsbund dürfte demnächst in Polnisch-Oberschlesien aufhören. Die einzelnen „Ortsgruppen", die ja ohnehin nur auf dem Papier bestehen, werden liquidiert. In Zalenze hatte der Bund vor den Wahlen ein Büro eingerichtet, war aber nicht in der Lage, die Miete aufzutreiben. Die Wohnungsinhaberin hat die Büromöbel mit Arrest belegt. Auch in „Grzesikowice" soll sich die dortige Ortsgruppe des Deutschen Wirtschafts- und Kulturbundes in der Liquidation befinden. Bald dürfte die Herrlichkeit mit den Sanacjadeutschen vorüber sein.

Die Mädchenhändler bei der Arbeit

In der letzten Zeit ist es vorgekommen, daß ältere Personen, sowohl Männer, als Frauen, sich in den Zügen an alleinreisende Mädchen heranmachten und sie mit Bonbons und Zigaretten traktierten. Sie fragen die Mädchen über das Ziel ihrer Reise und übergeben ihnen dann einen Brief und Droschkengeld mit der Bitte, den Brief bei einer Person persönlich abzugeben. Das ahnungslose Mädchen erweist dem freundlichen Herrn die Gefälligkeit und begibt sich mit dem Schreiben an die angegebene Adresse. Der Empfänger ist aber ein Mädchenhändler und in dem Briefe wird die Anhaltung der Ueberbringerin des Schreibens empfohlen. Auf diese Art sind schon mehrere junge Mädchen in die Hände der Mädchenhändler geraten.

Weiterer Kindertransport

Am kommenden Montag werden im Auftrage des „Roten Kreuz" Kattowitz, weitere Kinder aus den Ortschaften Scharley, Nowy-Heiduk, Schoppinitz, Ruda, Godullahütte, Chorzow und solche Kinder, die eine besondere Zustellung erhalten haben, zwecks mehrwöchentlichen Aufenthalt nach der Erholungsstätte Rabka-Zdroj verschickt. — An dem gleichen Tage geht ein anderer Kindertransport aus Janow und Siemianowitz nach der Erholungsstätte Inowroclaw ab. Der Abmarsch nach dem Bahnhof erfolgt in beiden Fällen um 12 Uhr mittags vom „Roten Kreuz" ulica Andrzeja 9.

y.

Wer hat bei Entlassungen mitzuwirken?

Gerade im heutigen Zeitpunkt, wo fast täglich größere Kündigungen ausgesprochen werden, besteht nicht immer die klare Meinung, wer tatsächlich ein Mitwirkungsrecht bei der nunmehr zu tätigen Entlassung hat. Ein Teil der Arbeiterräte glaubt, er sei die Einspruchsinstanz, und das schon beim Vorsprechen eines Vorgesetzten, Meisters oder sonst ähnlichem, er für den Einspruch von dem Einzelnen maßgebend ist. Ein anderer Teil der Arbeiterräte glaubt, daß, wenn behördlicherseits der Einspruch des Einzelnen als unbillige Härte zu bezeichnen ist, diesem Einspruch Rechnung zu tragen sei. Aber auch eine Anzahl Arbeiterräte gibt es, die ihr Amt im Augenblick der Wirtschaftskrise, wo es sich um Entlassung handelt, mißbrauchen und ihre Position durch Umgehung der Beschlüsse des gesamten Arbeiterrates zu retten gedenken.

Wie wickelt sich der rechtmäßige Vorgang bei den heute so oft stattfindenden größeren Entlassungen ab? In erster Linie hat die Verwaltung die Genehmigung zu der beabsichtigten Kündigung beim Herrn Demobilmachungskommissar einzuholen. Von dieser Genehmigung muß der Arbeiterrat in Kenntnis gesetzt werden und hat nunmehr bei der vom Herrn Demobilmachungskommissar angegebenen Zahl der zur Entlassung kommenden, die Auswahl mit der Verwaltung zu treffen, dabei in erster Linie die von ihm als Richtlinie beschlossene unbillige Härte zu berücksichtigen. Auch hat der Arbeiterrat das Recht, wenn ihm die Kündigungen als nicht gerechtfertigt erscheinen, beim Herrn Kommissar gegen die beantragte Zahl Einspruch zu erheben. So lange der Arbeiterrat bei den Kündigungen keinerlei maßgebende Kenntnis von der Zustimmung des Herrn Demobilmachungskommissar erhalten hat, hat er schon aus grundsätzlichen Verfehlungen der Verwaltung jeden Einspruch des Gekündigten in einer der nächstfolgenden Sitzung des Arbeiterrates stattzugeben. Es darf durch die Stattgabe des Einspruches den einzelnen Gekündigten nicht das klagbare Recht entzogen werden. Ueber den Beschluß aus der Sitzung hat der Arbeiterrat ein Protokoll anzufertigen und den einzelnen Gekündigten von dem Beschluß Mitteilung zu machen, welcher wiederum innerhalb von 17 Tagen durch seine ihm zustehende Gewerkschaft den Schlichtungsausschuß anruft.

Bei denjenigen, die anläßlich der gegebenen Genehmigung durch den Demobilmachungskommissar im Einvernehmen mit dem Arbeiterrat zur Entlassung kommen, ist diese Einspruchsmöglichkeit, da hier der gesamte Arbeiterrat mitgewirkt hat, grundsätzlich hinfällig. In diesem Falle dürfte es im Arbeiterrat selbst in einzelnen Fällen keine andere Meinung geben. Doch wie in jedem Verfahren, so gibt es auch in dem letzteren vereinzelte Ausnahmeverhältnisse, wie z. B., es könnte unter einer Anzahl von 72 zur Entlassung kommenden sich noch einer befinden, für den die Entlassung doch im Verhältnis zu der Zahl der Weiterbeschäftigten eine unbillige Härte ist. Hier kann der Arbeiterrat in seiner Sitzung in der vorgeschriebenen Karenzspanne dazu Stellung nehmen. Allerdings stellen wir uns die unbillige Härte nicht darin vor, daß z. B. bei der Entlassung eines ledigen Arbeiters, wo der Vater in der gleichen Hütte beschäftigt, als Meister ein Einkommen von 700 bis 800 Zloty einsteckt, vielmehr stehen wir auf dem Standpunkt, daß dieser Fall ohne jegliche Bedenken unter die Genehmigten durch den Herrn Demobilmachungskommissar zu stellen ist, dagegen ledige, die als Ernährer der Mutter oder verwaisten Kinder auf die Liste gestellt wurden oder solche ledige, deren Vater zwar noch als Invalide arbeitet oder mit Feierschichten reich gesegnet, ein monatliches Einkommen von knapp 100 Zloty hat, unter die unbillige Härte zu stellen. Diese Auffassung müßte grundsätzlich sich jedes Arbeiterratsmitglied zu eigen machen. Auch dürfte keiner der Beschlüsse durch irgendeine Instanz beeinflußt werden, weil der Einzelne in diesem Falle als private Person klagbar gegen die Arbeiterräte vorgehen könnte, die durch die Beeinflussung vom nationalen, politischen oder konfessionellen Grund ihn benachteiligt hätten. Wir wollen hier, die derartige Dummheiten gemacht haben, warnen. Auch möchten wir in diesem Artikel nicht versäumen, klarzustellen, daß ein Einfluß auf die Verwaltung durch behördliche Stellen, ganz gleich ob das Arbeitsinspektionen oder ähnliche sind, nicht gemacht werden dürfen. Auch hierfür gibt es Mittel, um das Recht vom Unrecht zu unterscheiden, besonders da wir ja die Aufsichtsbehörden zur Beurteilung solcher Fälle in Kattowitz besitzen. Die Verwaltung könnte in diesem Falle ohne Rücksicht auf den Beschluß des Arbeiterrats die Beurteilung der unbilligen Härte ablehnen und jeden betreffenden zur Entlassung Gekommnen, der von einer dritten Stelle in diesem Zeitpunkt der Wirtschaftskrise protegiert wird, behalten. Sie dürfte aber anstelle dieses Zurückgestellten, keinen zweiten zur Entlassung bringen. In diesen Zeilen haben wir das größte Interesse, nach 10 Jahren Betriebsrätegesetz, den Wert dieses Gesetzes frei und offen jedem in die Augen gegenüber zu wahren und dem Unkundigen die politischen, gewerkschaftlichen oder konfessionellen Gründe bei Behandlung der Fragen aus dem Betriebsrätegesetz in Vordergrund stellen, zu empfehlen, sich in sozialpolitische Fragen der Arbeiterschaft nicht hineinzumischen.

K. B.

Für den Räderverkehr gesperrt

Die Kattowitzer Chaussee vom Domber Zollhaus bis zum Königshütter Stadion ist infolge Chaussierungsarbeiten und zwar voraussichtlich für die Zeit von 3 Monaten für den Räderverkehr gesperrt worden. Die Umleitung des Räderverkehrs erfolgt über Zalenze, Bismarckhütte, Königshütte, oder über Kattowitz, Hohenlohehütte, Chorzow, Königshütte.

y.

Kattowitz und Umgebung

Zum Bau eines neuen Eisenbahn-Konsums.

Die Kattowitzer Eisenbahndirektion beabsichtigt auf dem freien Gelände neben der Eisenbahn-Verladestation an der ulica Dworcowa und Pocztowa, woselbst auch der alte Konsum stand, welcher sich jedoch infolge des großen Zuspruchs als viel zu klein erwies und daher abgetragen wird, einen großen Eisenbahn-Konsum, in einem Ausmaß von 25 bis 30 Meter Länge und 15 Meter Breite, zu errichten. Es handelt sich hierbei um ein einstöckiges Gebäude, welches im Kellergeschoß und im 1. Stockwerk die Lagerräume und Büroräume sowie im Parterre den eigentlichen Verkaufsraum aufweisen wird. Südlich von diesem Gebäude soll ein großer Lagerraum erbaut werden. Zur Zeit werden durch die Baufirma Globisch in Königshütte die Abbauarbeiten am alten Knosum, sowie die Erdarbeiten ausgeführt. Zu diesen Arbeiten werden 30 Arbeitslose herangezogen. Der neue Eisenbahn-Konsum soll bereits Ende Oktober d. Js. fertiggestellt werden. Während dieser Zeit wurden die Verkaufsräume des Eisenbahn-Konsums nach der ulica Marjacka 1 in Kattowitz verlegt.

Ein „Wildweststückchen". Zu einer heftigen Schießerei kam es in der Nacht zum 30. d. Mts., in der Wohnung des Gastwirts Johann Dlugaiczyk auf der ulica Jagiellonska, welche unter den bereits schlafenden Hauseinwohnern begreifliche Erregung hervorrief. Zwischen dem Wohnungsinhaber, Gastwirt Dlugaiczyk, und seinen Stiefkindern kam es zu einer Auseinandersetzung, welche bald in Tätlichkeiten ausartete. Plötzlich zog Dlugaiczyk einen Revolver hervor und feuerte in seiner Wohnung 4 Schüsse ab, welche zum Glück ihr Ziel verfehlten. Die Wohnungseinrichtungsgegenstände wurden dagegen stark beschädigt. Am Tatort erschienen sofort zwei Polizeibeamte, welche den Tatbestand aufnahmen. In der Wohnung wurden 4 Jagdflinten von

Boston

Roman von Upton Sinclair

30)

Cornelia war ratlos. Was sollte sie tun? Geradeaus sehen — nein, es blieb ihr nichts übrig, als sich der anderen Frau zuzuwenden und zu sprechen, — über irgend etwas, über das, was ihr zuerst einfiel: „Dieser Werkführer ist ein allzu übellauniger Bursche, er eignet sich nicht für so einen Posten, es wird Streit geben in unserem Wickelraum, wenn er bleibt, wir müssen einen Weg finden, irgendwie Einspruch zu erheben . . ." und so weiter, indes die Mädchen näherkamen. Und plötzlich: — Cornelia durfte nicht hinsehen, aber in einem Winkel ihres Auges sah sie, wie Betty stehenblieb und sie anstarrte. Die beiden Arbeiterinnen schritten vorbei, gingen schnell weiter, Cornelia plapperte, plapperte über alle Dinge der Welt.

Betty hatte ihre Großmutter erkannt! Würde sie kehrtmachen und ihr folgen? Cornelia wagte einen raschen Blick und sah die beiden Mädchen sich weiter entfernen. Das war die richtige Thornwell-Schulung; Betty war ihrer Entdeckung sicher, hatte aber verstanden, daß Cornelia nicht erkannt werden wollte, möglicherweise, weil sie nicht wünschte, daß ihre oder Bettys Begleiterin die Wahrheit erfahre. Aber welcher Tumult mußte in dem jungen Herzen des Kindes toben! Ihr langentbehrtes, angebetetes „Großmuttchen" in der Gestalt einer armen, alten Arbeiterin, in einem verschossenen Kattunkleid, mit dem kläglichen Rest eines schwarzen Strohhuts auf dem Kopf. Nein, es konnte nicht wahr sein! Und doch gab es keinen Zweifel! Betty würde zurückkommen, Cornelia war dessen sicher. Sie überlegte sorgfältig und beschloß, das Kind in ihr Geheimnis einzuweihen. Betty war diejenige, an der sie am meisten hing; es würde wie ein Besuch zu Hause sein. Also machte sich Cornelia am nächsten Abend vor dem Heimweg noch in der Fabrik zu schaffen und ging dann allein; und bald kam Betty, in demselben rosa Kleid, aber ohne Begleiterin. Als Cornelia sie kommen sah, bog sie von der Hauptstraße in ein mehr oder weniger einsames Gäßchen ab, blieb dort nach kurzer Zeit stehen und erwartete ihre Enkelin.

2.

„Großmuttchen! Ja, du bist es!" Und darauf: „Oh, Großmutter! Wie konntest du nur?" Und darauf: „Was in aller Welt hast du getan?"

„Für mich selbst gesorgt, liebes Kind."

„Ja, Großmuttchen, aber wie!" Und darauf: „Du Arme! Deine Schultern sind ja so gebeugt! Und deine armen Hände, deine Finger! Wer hat je so etwas gesehen?" Betty fand keine Worte mehr; aber Tränen standen in ihren Augen und rannen über ihre Wangen herab.

„Sei unbesorgt um mich, Liebling. Mir ist es sehr gut gegangen, und ich habe eine Menge gelernt."

„Was hast du denn getrieben?"

„Ich habe bei Mr. J. Lawrence Perry gearbeitet. Erinnerst du dich nicht an den netten alten Herrn, der manchmal zu Tisch kam?"

„Weiß er davon?"

„Nein; ich bin eine gewöhnliche Arbeiterin in der Tauwerkfabrik."

„Aber, Großmuttchen, wer hat dir eine solche Idee in den Kopf gesetzt?"

„Ich wollte beweisen, daß ich selbst für mich sorgen kann, und ich wollte, daß auch andere es erfahren, damit sie mich in Ruhe lassen. Ich wollte unabhängig sein."

Ein Blitz erhellte Bettys Augen, trotzdem in ihnen Tränen standen. „Großmuttchen, ich weiß genau, was dich bewegt! Manchmal hatte ich vor, dasselbe zu tun! Hätte ich gewußt, wo du warst, ich glaube, ich wäre zu dir gekommen."

Cornelia ging nicht darauf ein. „Wie geht es allen zu Hause, Liebling?"

„Ach, es geht gut, — nehme ich an — genau so wie sonst. Natürlich sind sie in großer Sorge um dich."

„Sind sie das wirklich, oder glauben sie nur, so tun zu müssen?"

„Sie müssen tun, als ob sie sich nicht sorgten, weil es doch heißt, daß alles in schönster Ordnung sei, weißt du?"

„Immer heißt es, daß alles in schönster Ordnung ist," sagte Cornelia. „Was treibe ich zur Zeit?"

„Du verbringst den Winter in Kalifornien; man hat dir eine Liegekur verordnet."

„So. Die Nachbarn werden daraus schließen, ich sei in einer Anstalt."

„Und wenn, Großmuttchen, ihr Entsetzen darüber wäre nicht größer als über die Wahrheit. Oh! Nie habe ich so etwas gehört! Wie kannst du es nur aushalten?"

„Ja, es war nicht immer leicht, aber es hat mir gut getan. Von nun an werde ich ich selbst sein und nicht das, was andere aus mir zu machen belieben."

„Wie lebst du denn?"

„Ich wohne bei einer italienischen Familie, es sind sehr brave, gute Menschen. Ich fühle mich hier wohl und habe alles mögliche gelernt. Im Winter habe ich den Streik mitgemacht."

„Wie schrecklich interessant! Ich habe nie etwas so Romantisches gehört!"

Das junge Mädchen glühte vor Aufregung, und Cornelia hätte sie am liebsten in die Arme geschlossen und an sich gedrückt. Aber was würden die Nachbarn denken, wenn eine Arbeiterin mit einer eleganten jungen Dame so vertraulich umginge? Auch in Nord-Plymouth muß man mit den Nachbarn rechnen!

„Betty, ich weihe dich in mein Geheimnis ein, und du mußt es hüten, um meinetwillen. Ich habe nicht die Absicht, irgend jemandem zu erzählen, wo ich war."

„Gewiß, Großmuttchen, wie du willst. Aber gedenkst du immer hier zu bleiben?"

„Nein, ich werde zurückkommen; aber ich glaube nicht, daß ich bei der Familie wohnen werde." Dann, einen Augenblick später: „Was ist aus ihrem Streit geworden?"

„Du meinst, wegen der Wiege und des Teppichs? Ja, weißt du, als du weggegangen warst, vergaßen sie die Sache; so betroffen waren sie und so beschämt. Jetzt sprechen sie nicht mehr darüber; in Wirklichkeit haben sie sich eingeredet, daß gar nichts vorgefallen sei. Tante Alice nahm die Mayflowerwiege aus dem Haus, weil sie wußte, daß Großvater sie ihr in seinem Testament vermacht hatte."

„Hatte er das wirklich?"

„Ja, und den Teppich des Schahs von Persien hatte er Mutter vermacht. So gab es also keine Streitobjekte mehr, und sie stritten auch nicht länger; es wäre auch in Boston nicht möglich gewesen, und so war es eben auch nicht möglich. Hätte jemand davon gesprochen, so hätten sie es geleugnet, und beim Leugnen hätten sie sich totgeärgert!"

Cornelia lachte. „Aeffchen du! Läßt man dich bei Miß Wilson Psychologie lernen?"

„Nein, aber ich beobachte und mache mir meine Gedanken. Es gibt jetzt einen neuen Streit, von dem man nicht weiß, daß ich ihn kenne; aber es ist mir unmöglich, nicht zu hören —, und außerdem erzählt mir Priscilla manches."

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Das Glück der Mutter Chuahah

Von Frank Highman.

Bei Fort Mac Kinley führt eine alte Holzbrücke über den Yellow River, deren Pfeiler von der trägen Flut angefressen sind wie kariöse Zähne. Und an der Stirnseite des wurmstichigen Geländers hängt eine zersprungene, altersschmutzige Emailtafel: „Dieses Land wurde von der Regierung der Vereinigten Staaten für ewige Zeiten dem Volke der Apachen als Wohnsitz angewiesen. Wer dieses Territorium betritt, tut das auf eigene Gefahr und es kann ihm von der Regierung keinerlei Schutz gewährt werden!"

Das magere Rößlein prüfte eben einige Splitter der Brückeneinfriedung auf ihre Verdaulichkeit, als der sonngegerbte, mehr liegende als sitzende Reiter die Buchstaben der Warnungstafel langsam zu entziffern versuchte. Der Mann lachte eigentümlich, als er verstanden hatte, blickte noch einmal zurück auf die Gegend, woher er gekommen, und durch einen kurzen Schlag auf den Rücken seines Pferdes begab er sich des Schutzes der Zivilisation.

Tim Sadly, genannt „Twinkling Tim", war der Fürsorgemaßnahmen der diversen Regierungen höchlichst überdrüssig. Es gehört nicht gerade zu den angenehmsten der Gefühle, zu wissen, daß jeder kleine Sheriff ein Photo von einem besitzt, und dieses wohlgelungene Konterfei außerdem auf einem Steckbrief prangt, der bare tausend Dollar für die Einbringung des Originals verspricht. Tim war müde, aufrichtig wandermüde, und schwer weidwund. Droben an der kanadischen Nordgrenze hatte es begonnen. Die berühmte Mounted Police war vier Monate hinter ihm her. Es will was heißen, die kühnen, verwegenen Burschen dieser Bergpolizei, welche den schweren Grenzdienst zwischen Kanada und Alaska versehen, siebzehn lange Wochen hindurch auf den Fersen zu haben, ohne gefaßt zu werden. Immer unterwegs zu sein, den Finger Tag und Nacht am Abzug der englischen Expreßflinte, die Blicke unausgesetzt durch die stumme Erhabenheit finsterer Urwälder gebohrt. Ein Zug wilder Schwäne, das Scharren einer Marderpfote, das Gekrächze eines Käuzchens konnte den Feind, die Gefangenschaft, den Tod durch Henkersband bedeuten. Drei Mounted Policemen mußten zu dieser Zeit die überlegene Schießkunst Twinkling Tims anerkennen, und ihre nachfolgenden Kameraden wurden durch graubraune, langzottige Alaskawölfe aller Begräbnissorgen überhoben.

Quer durch das kanadische Weizenmeer ging die Flucht weiter; ein halber Kontinent wurde durchrast. In Süddakota war der Sheriff eines Settlements so unvorsichtig, ein gutes Gedächtnis zu haben. Er erkannte den Flüchtling nach dem noch von früher her laufenden Steckbrief. Seine Witwe sah nur mehr die Staubwolke, hinter der Twinkling Tim verschwunden war. Sein Pferd aber war ebenso müde wie er selbst. Einige verfolgende Settler kamen ihm allzu nahe für seine Gesundheit.

Und nun befand er sich mit einer großkalibrigen Bleikugel in der linken Lunge im berüchtigten Indianerterritorium. Auf einem Boden, den nur fanatische Missionäre, habgierige Fusel-Agenten oder Männer, die den Strick schon am Halse fühlen, zu betreten wagen. Doch Tim war ein Bursche, der das Wort Furcht nur vom Hörensagen kannte: ein Boy, der keinen Hammer brauchte, wenn er Nüsse essen wollte. Aber müde, furchtbar müde war er, und vor seinen Augen begann nun die Landschaft merkwürdig zu flimmern. Das Wundfieber war gekommen.

Als er vom Pferde fiel, machte der klapperdürre Gaul noch einige groteske Sprünge, sah sich dann verwundert nach seinem verlorenen Reiter um und begann schließlich mit Engelsunschuld an der trockenen Rinde einer Schierlingstanne zu knabbern.

Es mochten Stunden vergangen sein, als einige betrunkene Indsmen den Mann am Wege fanden. Vorerst hielten sie ihn für schlafend, blieben in respektvoller Entfernung stehen und machten einige höhnische Glossen über den riesigen Weißhäutigen, der seinen Mund wie ein Zeltloch aufgesperrt hatte. Als sie aber das dünne Blutbächlein bemerkten, das vom linken Mundwinkel langsam in das blaugewürfelte Halstuch rieselte, kamen sie neugierig näher. Der Verletzte hatte Waffen, die das Anschauen wert, ja, die sogar, wie die Roten bald fanden, das Mitnehmen wert waren. Zwei Burschen balgten sich um den englischen Expreß, ein dritter zog den schweren Colt 45 aus dem Gürtelfutteral. Diese Bewegung mußte der Bewußtlose gefühlt haben, denn er öffnete langsam die Augen und wollte sich aufrichten, doch dazu reichten seine Kräfte nicht mehr. Als er nach der Repetierpistole greifen wollte, besaß er sie schon nicht mehr.

„Bloody redhskin . . .", war alles, was Tim Twinkling fluchen konnte, dann wurde er wieder ohnmächtig.

Lange nachdem sich die diebischen Rothäute davongeschlichen, kam eine alte Indianerin mit einem Bündel dürren Holzes auf dem gebeugten Rücken. Sie wurde von ihren Stammesangehörigen Mutter Chuahah genannt, und niemand, auch sie selbst nicht, wußte, wie alt sie eigentlich war. Sie genoß den Ruf, große medizinische Kenntnisse zu besitzen, und ihre Heiltränklein und Wundkräuter waren außerordentlich begehrt. Mutter Chuahahs rotgeränderte Aeuglein hatten schon sehr viel an Sehkraft eingebüßt, und sie bemerkte Tim erst, als sie beinahe über ihn strauchelte. Langsam ließ sie ihr schweres Holzbündel zu Boden gleiten und beugte sich über den Mann. Als sie dem Ohnmächtigen die Haare aus dem Gesicht gestrichen, wollte ihr schier der Herzschlag stillstehen. So, genau so, hatte ihr Junge ausgesehen, ihr starker Bub, der damals beim letzten großen Aufstand unter Sitting Bull gekämpft hatte. Wirkt Manitou noch Wunder? Sollte der Bub damals gar nicht gefallen sein? Sie dachte nicht daran, daß dieser Sohn ja ein Halbblut gewesen, für sie hatte er immer dieselbe blütenweiße Hautfarbe gehabt wie der Mann da am Boden. Sie dachte nicht daran, daß dieser Sohn nun schon sechzig oder siebzig Jahre alt sein müßte, wenn er noch am Leben, und der Bewußtlose zu ihren Füßen keine dreißig war.

— — — — — — — — — —

Twinkling Tim lag nun schon vier Tage in der armseligen Laubhütte Mutter Chuahahs, ohne daß in seinem Befinden eine Besserung eingetreten wäre. Die meiste Zeit war er bewußtlos, und wenn er für Augenblicke zu sich kam, sah er ein uraltes Indianerweib wie anbetend vor sich kauern, eine dürre schwielige Hand fuhr streichelnd über sein Gesicht, und manchmal fielen auch einige Tränen, die aus rotgeränderten, halb erloschenen Augen kamen, auf seine heiße Stirn: „Du bist mein Bub, mein tapferer Bub . . ."

„Unsinn, Alte!" röchelte Tim einmal in einem klaren Moment. „Wie kann ich dein Bub sein? Wenn meine Mutter noch leben würde, läge ich nicht hier, das kannst du mir glauben, Alte! Und hör mit deinen albernen Kurpfuschereien und närrischen Beschwörungen auf. Einer zerfetzten Lunge nützt das herzlich wenig. Ich brauche einen weißen Arzt, keine rote Quacksalberin."

„Weißer Medizinmann kommt nicht ins Dorf zu Indsmen, Bub! Aber ich werde dich wieder gesund und stark . . ."

„Unsinn, Alte! Aber ich weiß, du meinst es gut mit mir. Bist der einzige Mensch . . . Sollst auch belohnt werden, Alte. Paß genau auf, und sei schlau. Kannst du reiten? Nun, nun, es wird schon gehen, ihr seid ja mit den Gäulen aufgewachsen. Also, du reitest auf Fort Mac Kinley zu den Soldaten, und verlangst den Kommandanten zu sprechen. Dem sagst du, er solle dir die tausend Dollar geben, die auf die Ergreifung Twinkling Tims ausgesetzt sind, und wenn er sie dir gegeben hat, aber nur dann, führst du die Soldaten hierher. Hast du verstanden?"

„Du . . ., du bist . . .? Nein, nein, du bist mein Bub, und wenn sie mir alles Gold der Sonora geben würden, laß ich dich nicht den Soldaten!!"

„Sei vernünftig, Alte! Du willst doch mein Bestes, nicht wahr. Ich fühle, es geht zu Ende mit mir. Wenn noch Hilfe möglich ist, dann nur im Spital von Fort Mac Kinley. Und du bekommst schöne, blanke Dollars, Alte! Kannst dir dann blaue, gelbe Kleider mit grünen Bändern kaufen und einen großen, weißen Federfächer auch."

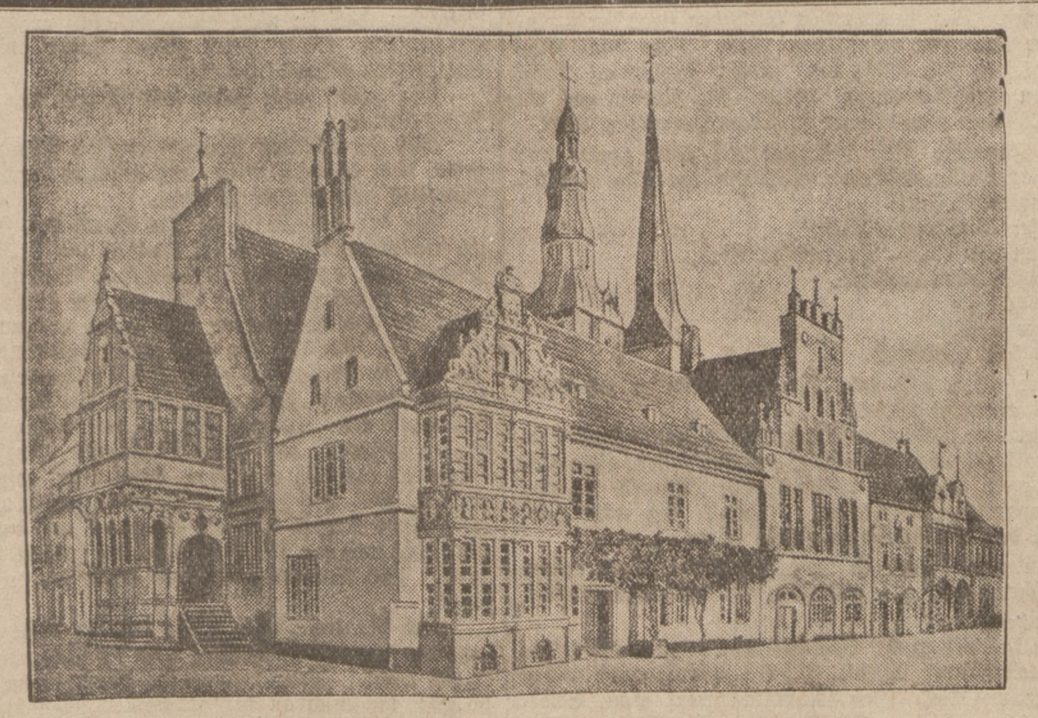
Mutter Chuahah weinte still vor sich hin und gab keine Antwort. Wieder kam es röchelnd von der Lagerstatt her:

„Wenn du mein Leben retten willst, reite . . ., reite. Ich befehle es dir, Alte!"

— — — — — — — — — —

In dieser Nacht holte ein Detachement Kavalleristen den steckbrieflich verfolgten Tim Sadly, genannt Twinkling Tim, aus einer armseligen Laubhütte des Indianerterritoriums. Er starb noch, bevor er ins Spital abgeliefert werden konnte.

Und in dieser Nacht saß ein altes Indianerweib auf der Holzbrücke über den Yellow River, zerriß braune Hundertdollarnoten zu kleinen Stücken und ließ sie langsam aus ihren dürren Händen auf die träge Flut niederregnen.



Das Rathaus der Stadt Lemgo in Lippe

Ein schöner alter Gruppenbau, der durch spätere Renaissance-Anbauten belebt wird. So stammt der flache Erker aus dem Jahre 1662.

Agitator im Dorf

Rudi Eims.

Scharfer Wind fegt über die Höhen, beißt sich in die Aeste der Tannen und Fichten, reißt das letzte rote Laub von den Buchen, deren Wipfel an den Himmel stoßen. Tief hängen die grauen Regenwolken und ziehn rasch über das Tal. Krähen verlassen krächzend ihre Forste, kreisen langsam über die Wiesen und braunen Aeckern, fliegen hinunter nach dem kleinen Dorf, das zwischen Hängen und Bergen, wie in einem alten Schmuckkasten gepreßt liegt.

Der einsame Wanderer, der am Ortseingang stehen blieb, liest seinen Namen auf einem Plakat, das an einer Telegraphenstange klebt. Dann schreitet er weiter auf der regendurchweichten Straße. Ein Entenpaar kreuzt gemächlich seinen Weg und vor ihm, an den niedrigen, kleinen Häusern entlang, schleicht eine Katze, bis sie in einem Kellerfenster verschwindet. In den Ställen brüllt das Vieh und ruft die Mägde zum Melken. Bäuerinnen schließen die Fensterläden und durch die Ritzen schimmert elektrisches Licht.

Dort liegt der Gasthof. Ein Wappen prangt neben der Tür, denn der Wirt ist zugleich Bürgermeister. In der Gaststube wird ein nasser Mantel an den Kleiderhaken gehängt. Wände mit verschossener Tapete, Reklamen von Brauereien und einer Nähmaschinenfabrik, zwei verblaßte Landschaftsbilder. In der Ecke glüht ein Ofen. Es riecht nach harzigem Holz. Angenehmes Prickeln läuft über des Fremden Gesicht, gegen das stundenlang Regen und Wind schlug. Durchfrorene Hände werden wieder warm.

Eine behäbige Frau stellt Brot, Wurst und dampfenden Kaffee auf die blanke Tischplatte. Wie gut das schmeckt nach solcher Wanderung. Eine Zigarre, die neue Zeitung aus der Tasche. Jetzt ist's gemütlich.

Der alte Regulator zeigt wenige Minuten vor acht Uhr. Immer wieder klappt die Tür der Gaststube. Kleinbauern und Steinbrucharbeiter kommen und setzen sich auf die langen Bänke. Kantige Gesichter, wie aus Bronze. Scharfgeschnittene Züge verraten harten Daseinskampf. Breit und wuchtig liegen schwielige Fäuste auf den Tischen, greifen hin und wieder nach dem Bierglas, halten die Pfeifen, aus denen in kleinen Wölkchen ein billiger Knaster zieht.

Das Lokal ist übervoll besetzt. Aus der Wohnstube werden Stühle herbeigetragen, um Platz zu schaffen. Ein Arbeiter mit intelligentem Gesicht spricht auf den Fremden in der Ecke ein, der jetzt einige Notizzettel aus der Rocktasche zieht. Dann klingt eine markige, dialektgefärbte Stimme auf: „Ich eröffne die Versammlung . . ."

Der Fremde redet. Er zeichnet mit einfachen Worten ein Bild der politischen und wirtschaftlichen Lage. Er schildert die Arbeit der Gewerkschaften, der Partei und die Erfolge der Sozialdemokraten in den Parlamenten. Er charakterisiert die Feinde der Republik und der Arbeiterschaft. Zukunftsziele leuchten auf — der Sozialismus. Gespannt lauschen die Bauern und Steinbrucharbeiter. Eine Stunde vergeht. Dann klatschen harte Hände ineinander.

Ein junger Bursche mit einem Hakenkreuzabzeichen hat das Wort ergriffen. Unruhe und Lachen... Und wieder klingt die Rede des Fremden im Raum. Was der Nationalsozialist sprach, ist verwischt. Begeisterung schwellt die Herzen. Gläubige finden neue Kraft für kommende Kämpfe. Und wieder trommeln Fäuste Beifall.

Freude glänzt auf den Gesichtern der Versammlungsbesucher. Einige zahlen an der Theke und gehen, die Mehrzahl rückt zusammen. Der Redner erzählt von der Großstadt, von neuer Technik, vom kulturellen Fortschritt, von den Genossen in den großen Fabriken, von Streik und Elend. Er hört von den Kleinbauern, wie sie dem Boden, der dünn auf basaltenem Untergrund liegt, mühsam karge Frucht abringen müssen. Sie klagen über die Großagrarier, über die teuren Futtermittel, die es dem kleinen Landwirt machen, Vieh zu halten. Rauh tönen die Stimmen der Steinbrucharbeiter. Gesteinsstaub fraß sich in ihre Lungen. Schwer ist ihr Tagewerk, niedrig der Lohn. Gefahr droht immer, wenn der Berg unter den Sprengschüssen wankt und berstet... Gemeinsame Not und der Glaube an den Sozialismus eint Kleinbauern und Arbeiter. Die Wirtsstube wird zu einem friedlichen Parlament.

Mitternacht. Die letzten Gäste verlassen den Gasthof. Oben in der weißgetünchten Kammer sinkt der Agitator müde in ein großes Bauernbett. Frisch bläht die Nachtluft durch das geöffnete Fenster. Der Mond bricht durch jagende Wolken und erhellt Giebel und Dächer. Stille. — Nur in den Ställen stampfen mitunter die Pferde und die Bäume knarren im Wind.

Sonntagmorgen. Auf einem Hofe unterhalten sich Bauern. Steinbrucharbeiter stehen vor einer Haustür. Man diskutiert über das, was der fremde Genosse am letzten Abend berichtete. Er ist nicht mehr im Dorf. Schon im Morgengrauen marschierte er nach der abgelegenen Bahnstation, denn stundenweit hinter den Bergen liegt neues Reiseziel. Dort steht auf einem roten Plakat sein Name zu lesen. Und am Nachmittag füllt in dem fernen Dorf seine Stimme wieder die Wirtsstube eines Gasthofes und Bauern und Arbeiter hören sozialistische Botschaft.

Der deutsche Konsul

Von Herbert Eulenberg.

Irgend etwas war in meinen Papieren nicht ganz in Ordnung, als ich von Amerika abreisen mußte.

„Sie tun am besten daran, noch einmal beim deutschen Konsulat vorzufahren," riet mir der Herr an der Auskunftstelle im Hotel Astor.

„Ach! Du lieber Gott! Auch das noch!" stöhnte ich müde und abgehetzt von der Plackerei und Lauferei, die ein jeder Abschied von Amerika mit sich bringt. „Aber es wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben!" dachte ich bei mir. Ließ ein Taxi Cab heranpfeifen und mich dann ächzend in seine Lederpolster fallen, nachdem ich mit letzter Kraft das Ziel, das mir bevorstand, auf die schlimmste Behandlung gefaßt, hingehaucht hatte: „Zum deutschen Generalkonsulat."

Glücklicherweise war es nicht sehr besetzt, als ich dort anlangte, wo ich mich, um Mut für die Auseinandersetzung, die mir drohte, zu gewinnen, schleunigst wiederum auf einen der dort vorhandenen Stühle hinbaute. Zu meiner großen Verwunderung rief mir ein älterer Herr, der hinter der Barre stand, lächelnd, als er meine etwas umständliche Niederlassung bemerkte, in einem lauten klaren Deutsch zu: „Es dauert nicht sehr lange. Sie kommen sofort nach dieser Dame und den beiden Herren dort an die Reihe."

„Wo bin ich?" zog es mir durch den Kopf, während ich mich erstaunt, aber zugleich auch so höflich wie möglich nach der Richtung hin verbeugte, wo der Herr mit dem grau gesprenkelten Haar sich jetzt in ruhigem, ja sanftem Ton mit der Dame weiter unterhielt. Mein Blick schweifte an den Wänden des zu meiner Ueberraschung nicht einmal grauenhaft häßlich wie die Konsulatsgeschäftsräume sonst, sondern viemehr ganz behaglich und geschmackvoll eingerichteten Zimmers umher. Aber hing dort nicht einfach, aber anständig eingerahmt ein Bild von Hindenburg in seiner bürgerlichen schlichten ordenlosen Alterstracht? Es war doch wohl kaum anzunehmen, daß ein anderes Konsulat wie das deutsche in New York ein solches Bild aufhängen würde.

Während ich noch solchen unbestimmten Gedanken nachging, wandte sich der Herr mit dem grau gesprenkelten Haar wieder mit einer leichten Verbeugung gegen mich und bedeutete mir damit, daß ich jetzt dran sei. Das Lächeln, das er mir dabei erneut spendete, war nicht jener unangenehme festgefrorene heitere keep-smiling Ausdruck, den sich viele Nordamerikaner als Maske bei ihren Geschäften angewöhnt haben. Es war eine verbindliche Liebenswürdigkeit in ihm, die aber nichts Schablonenhaftes, vielmehr etwas für jeden einzelnen Fall abgestuft Entgegenkommendes und Verständnisvolles hatte.

„Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Sie mit einer Kleinigkeit belästigen muß!" stotterte ich jetzt mit der üblichen Hochachtung, die uns in Deutschland gegen jeden Beamten anerzogen worden ist.

„Aber ich bitte Sie, mein Herr, dafür bn ich doch angestellt, um meinen Landsleuten zu helfen", gab er mir mit einer selbstverständlichen, aber doch höchst selten bei uns vorkommenden Erkenntnis seines Amtes und Berufes zur Antwort.

„Wenn Sie die Güte haben wollten, meine Angelegenheit, die leider sehr eilig ist, bis morgen dem Herrn Generalkonsul vorzutragen," fuhr ich von einem Erstaunen ins andere fallend fort.

„Das wird nicht nötig sein. Diesen Umweg können wir uns ersparen. Ich bin es nämlich selber."

„Wie? Sie, Herr Generalkonsul! Sind Herr Generalkonsul selber?" hätte ich beinahe pflichtschuldigst mit der vorgeschriebenen Anrede in der dritten Person weitergefragt, wenn er nicht wieder mit seinem vertraulichen Lächeln mein weiteres Staunen abgewehrt hätte. „Ja, mein Herr. Lassen Sie übrigens bitte meinen langen Titel weg. Mein Name ist Paetel! Und womit kann ich Ihnen dienen?"

Ich setzte ihm nun mein Anliegen des weiteren auseinander. Das heißt, es war gar nicht mehr nötig, mich in lange Erörterungen mit ihm einzulassen. Er hatte fachkundig, wie er war, sofort erkannt, was noch an meinen Papieren fehlte, und händigte mir jetzt den nötigen Schein aus, nachdem er sich mit einem kurzen Blick über meine Uebereinstimmung mit meinem Paßbild unterrichtet hatte. „In Ordnung!" stellte er befriedigend fest und reichte mir zum Abschied freundlich seine Hand, wobei er noch bemerkte: „Grüßen Sie unsere Heimat!"

Als er sah, daß ich noch etwas auf dem Herzen hatte, erkundigte er sich freundlich nach meinem Begehren.

„Ja, wenn ich mir noch erlauben darf, eine Frage an Sie zu richten, Herr General — Herr Paetel?"

„Bitte sehr! So viel Sie wollen, mein Herr!"

„Woher nehmen Sie nur die Zeit, sich um das persönliche Wohl und Wehe ihrer hierher verschlagenen Landsleute zu kümmern?"

„Sehr einfach: Aus dem Vorrat Zeit, der mir für meine Beschäftigung zur Verfügung steht. Die laufenden Sachen pflege ich morgens sehr schnell zu bewilligen. Es sind ja gewöhnlich immer die nämlichen Fragen und Sorgen, die an mich kommen und nach Schema F zu erledigen sind. Ich gebe dann meinem Sekretär meine Weisungen. Und der läßt die Schreibearbeit bis zum Abend erledigen. Hören Sie!" Er zog eine Polstertüre, die nach hinten führte, auf. Und man vernahm deutlich das Geklapper von drei bis vier Schreibmaschinen, die eifrig daran waren, die Post bis heute abend zu seiner Unterschrift fertigzumachen. „Zwischendurch", fuhr der märchenhafte Herr Generalkonsul fort: „Schaue ich mich dann, sofern es mir möglich ist, selber nach den persönlichen Wünschen und Bedürfnissen meiner Landsleute um, die hier durchreisen oder sich hier länger aufhalten. Natürlich kann ich nicht alle Anträge und Anforderungen meiner Schutzbefohlenen befriedigen. Aber ich mühe mich doch täglich, einem großen Teil meiner Schützlinge ein Genüge zu tun".

„Und Sie sind nicht zu stolz dazu, sich so vertraulich mit Ihrem Publikum zu beschäftigen", meinte ich und lächelte ihn nur selber an, ganz erlöst von dem Gefühl, einem Menschen in einem unserer deutschen Beamten im Ausland zu begegnen.

„Aber durchaus nicht", lächelte er zurück. „Ich erachte es vielmehr für meine heiligste Pflicht, mich so oft ich es kann, meinen Leuten in der Fremde persönlich zu widmen. „Bitte schön, meine Herren!" Damit wendete er sich an zwei hereintretende blaue Jungens von unserer Marine. „Das Rauchen ist hier leider verboten. Aber ich habe drüben in der Ecke einen offenen flachen Kasten für brennende Pfeifen anbringen lassen. Nein nicht dort, links in der Ecke! Dort ist die Ablage für Zigarren und Zigaretten. Wenn Sie sich nach rechts bemühen, wenn ich bitten darf. Gedulden Sie sich nur einen Augenblick! Ich bin sogleich mit diesem Herrn fertig. Oder hatten Sie noch mehrere Fragen an mich zu stellen?"

Ich verneinte, ganz verwirrt über dieses Ausnahmewesen, das sich herabließ, uns draußen herumreisende Deutschen seine Zeit zu opfern und das Leben zu erleichtern. Wozu er freilich von Rechts wegen angestellt sein sollte. Ich starrte ihn ganz entgeistert an und wollte ihm beinahe, was ich noch niemals bei einem Manne getan hatte, die Hand küssen, vor Rührung darüber, daß er sich derart bemühte, uns Deutschen durch seine Freundlichkeit, sein Entgegenkommen in der Fremde die Heimat zu ersetzen.

„Herr Generalkonsul!" stammelte ich zugleich verlegen und begeistert. „Ich werde Ihre vornehme Haltung. Ihre liebenswürdigen Umgangsformen zu Hause gebührend zu rühmen wissen".

Dabei ärgerte ich mich, daß nur in der Erregung nichts Schöneres für ihn einfiel, als diese stehende abgedroschene studentische Redensart.

„Aber mein Verhalten ist doch etwas ganz Selbstverständliches", sagte er nur noch mit einem verbindlichen Abschiedsgruß und reichte mir dabei selber mein kleines Handköfferchen, das ich auf den Tisch gestellt hatte, zurück. In meiner Verblüffung über diesen einzigartigen deutschen Konsul faßte ich es nicht richtig fest genug an, so daß es herunterpurzelte.

In diesem Augenblick erwachte ich von dem Schrecken, der mir durch mein Reiseköfferchen verursacht wurde. Es hatte sich bei einem hohen Wellenschlag aus dem Gepäcknetz über meinem Lager gelöst und war mir im Bett auf die Füße gefallen. Ich lag in meiner Kabine eines kleinen, aber äußerst seefesten Dampfers vom Norddeutschen Lloyd, der mich von Amerika nach Hause trug. Aus der Nebenkabine schnarrte die Stimme eines Herrn — es war unser ehemalige Generalkonsul aus Chikago, wie ich aus der Schiffsliste ersehen hatte — in dem bewährten patzigen Ton zu mir hören: „Können Sie nicht etwas geräuschloser schlafen?"

Leise stellte ich den Koffer auf den Boden neben mir und schloß enttäuscht schnell wieder meine Augen, um von meinem Generalkonsul in New York weiter zu träumen. Aber so sehr ich mich auch bemühte, es wollte mir nicht mehr gelingen, in solche der Wirklichkeit ach so wenig entsprechende trügerische Hoffnungen von einem derart herrlichen Beamtentum für uns Deutsche im Ausland zu versinken.



Die Jagd auf den Bock geht auf!

Jishin

Von Henry O'Hara.

Das Märchen vom japanischen Erdbeben.

Der Japaner ist Fatalist. Sein Motto lautet: „Iß und trink, denn morgen bist du tot!"

Der Japaner hat sich mit dem täglichen Erdbeben abgefunden. Ihn brächte bloß einmal der Ausfall dieses täglichen Phänomens aus seiner unerschütterlichen Ruhe.

Das Jishin, die Elementarkatastrophe, die Häuser und Menschen durcheinanderrüttelt und schüttelt, läßt ihn kalt. Mein Gott, wenn man sein Leben lang immer wieder daran erinnert wird, daß man eigentlich fristlos aus dem Buche des Lebens gestrichen werden kann, sobald aus dem umwölkten Krater des Fusijama Tod und Verderben bricht und sich Gärten und Häuser in ein leuchtendes Fanal wandeln; wenn sich einem Tag und Nacht die unabweisliche Feststellung aufdrängt, daß man bloß ein beurlaubter Todeskandidat ist, der morgen schon unter glühender Asche liegen kann; wenn man immer wieder darauf vorbereitet wird, daß der Tod auf Schritt und Tritt lauert — dann schwindet mit der Zeit Grauen und Todesangst und nichts andres als der sinnvolle Vernunftschluß „Iß und trink, denn morgen bist du tot!" findet nachhaltigen Widerhall.

Nach dem ersten Erdbeben lacht der Europäer: „Gott, ist das interessant", und macht innerlich die wohlgefällige Tagebuchnotiz: „Japan ist dir vorläufig nichts schuldig geblieben, nicht das Kirschblütenfest, nicht die Chonkina, nicht die Joshiwaramädchen, nicht die jahrhundertealten Koniferen, nicht den großen Buddha und nicht einmal die vermaledeite Regenzeit. Aber auch nicht das Erdbeben, das der Japaner Jishin heißt und das dich, Ahnungslosen, schaukelt, ohne Rücksicht darauf, ob du gerade ißt und trinkst, launige Schäferstündchen improvisierst oder in deinem Bettchen schläfst." Ist das Erdbeben vorüber, dann konstatierst du: „Gott, bin ich ein mutiger Mensch! Das hätte ich niemals von mir geglaubt!" Nach dem zweiten Erdbeben lacht der Europäer nicht minder, aber sein Lachen wirkt diesmal krampfig und eingeschüchtert. „Wird das nicht bald aufhören?" ist in solchen Augenblicken die nicht gerade sinnvolle Frage an sein Visavis im Hotelfoyer. Nach dem dritten Erdbeben siegt der — sagen wir: Unmut über den männlichen Mut. Man packt seine Koffer und flieht aus der Nähe des großen Fusijama. Denn diese andauernden Erschütterungen halten die Nerven auf die Dauer nicht aus. Was man keinem Ausländer verargen kann.

Anders der Japaner. Der ignoriert das erste, zweite und dritte und überhaupt alle Erdbeben, weil ihm ein altes japanisches Weisheitssprüchlein sagt:

> Da dieser Tautropfen Welt
> Nichts ist als ein — Tautropfen Welt,
> So ist doch alles dasselbe.
> Ich erwache —
> Und lebe noch!
> Ist das kein Wunder?

Dem Japaner wär's also kein Wunder, wenn er sich eines schönen Morgens mausetot fände.

Als ich mit wahrer Todesverachtung ein halbes Dutzend Erdbeben im Orientalhotel über mich hatte ergehen lassen, ohne aufzumucken, fragte mein Begleiter eines Tages: „Kennen Sie das Märchen vom japanischen Erdbeben? Nein? Ich achte Sie; darum sollen Sie das Märchen vom Jishin hören . . ."

Das Märchen vom Jishin ist naiv, allerdings nicht naiver als ein europäisches, aber von reizvoller Naturglaubwürdigkeit.

So das Märchen:

Eines Tages lag der große Buddha am Strande und folgte dem Spiele der kräuselnden Wellen, als ein schlankes und spitzes Boot auf die Dünung lief. Das Mondlicht warf große Schatten auf die tintenschwarze See. Die Erde dampfte Wärme. Einförmig rauschte das Wasser. In den Zweigen der träumenden Fichten sang der laue Wind, der landeinwärts zog und die Wangen des Dai-Butsu koste.

Der Dai-Butsu hatte das geheimnisvolle Boot wahrgenommen, das laulos auf der Dünung lag, übergossen vom fahlen Mondlicht. Der große Buddha rief in die Nacht hinaus: „Sag' mir, ob du irdisches Leben birgst!"

Das Boot, das im Winde schaukelte, kam näher, und ein großer Fisch saß am Ruder.

„Was willst du?" fragte der Dai-Butsu den großen Fisch, der mit großen Augen den nächtlichen Spaziergänger anglotzte. Der Fisch sagte:

„Ich komme als Bote meines großen Vaters, dem die Welt unterm Wasser untertan ist."

„Und was ist dein Begehr?" fragte der Dai-Butsu.

Der Fisch warf sich vor dem großen Buddha in den Sand und sang mit Engelszungen:

„Ich bin der größte Fisch, den die Welt unter den kräuselnden Wellen birgt. Ich bin aber auch der schmackhafteste Fisch und der einzige Fisch, der das ewige Leben in sich trägt. Mein großer Vater ist dein Freund, mächtiger Dai-Butsu. Er macht dir folgenden Vorschlag: Du, mächtiger Dai-Butsu, sollst den Menschen sagen, daß sie auf den Fischbraten verzichten, niemals wieder einen meiner Artgenossen töten, und mein großer Vater wird dir immerwährenden Dank wissen."

Der Dai-Butsu gab dem großen Fisch zur Antwort, er möge morgen nacht wiederkommen.

In der darauffolgenden Nacht kam der große Fisch wieder an Land und fragte den Dai-Butsu, ob er den Auftrag seines Vaters ausgeführt hätte.

Aber der Dai-Butsu schüttelte sein Haupt und sagte mit tränenumflorter Stimme:

„Sie haben mich ausgelacht, die Menschen . . . Sie wollen nicht. Sie sagen, ihr wäret schmackhaft und sättigend und ohne euch wäre die tägliche Wahlzeit eine unerträgliche Angelegenheit. Die Menschen wollen also nicht von dir und deinesgleichen lassen. Ich leide darunter, aber ich bin machtlos."

Darauf gab der große Fisch zur Antwort:

„Mächtiger Dai-Butsu, meines Vaters Freund, sage den Menschen, daß sie nicht guttaten, als sie meines Vaters Bitte mißachteten. Denn mein großer Vater wird ein furchtbares Strafgericht über sie halten!"

Der große Fisch nahm das Ruder und steuerte ins offene Meer hinaus.

Und am nächsten Morgen brachen Flammen aus dem Fusijama, dem heiligen Berg auf Nippon, und legten Häuser und Menschen und Gärten in Asche.

Als der Dai-Butsu in den Bauch des Fusijama hinabstieg, um nachzuforschen, was im Innern des heiligen Berges vorgegangen war, ward ihm ein seltsamer Anblick.

Auf einem glühenden Rost lag der große Fisch und schmorte. Tausende Kobolde fachten das Feuer unterm Rost an und steigerten die Gluthitze bis zur Unerträglichkeit. Wenn dann die Wände des Berges barsten und die Flammen aus den klaffenden Rissen züngelten, dann gönnten sich die Kobolde eine kleine Arbeitspause und ergötzten sich an der verheerenden Wirkung des großen Feuers, das ganze Stadtteile einäscherte. Wenn die Flammen langsam erstarben, dann fing wieder die Arbeit der Kobolde an. Sie fachten wieder das Feuer unterm Rost an, bis die Wände barsten und die Flammen aus den klaffenden Rissen züngelten und sich das Schauspiel der großen Verwüstung wiederholte. Die Kobolde arbeiteten pausenlos, und der große Fisch sang:

„Ich bin der größte Fisch, den die Welt sah. Ich bin aber auch der schmackhafteste Fisch und der Fisch, der das ewige Leben in sich trägt. Aber niemand soll von meinem Fleische kosten. Ich schmore, um mich an der grausamen Menschheit zu rächen. Ich schmore, aber die Flammen töten mich nicht . . . ."

Und Tag und Nacht brachen lichterlohe Flammen aus dem Krater des Fusijama und überzogen das Land mit Tod und Verderbnis . . .

Die Frau des Kommandanten

Von Max Barthel.

Aus dem Kaspischen Meer zogen in sagenhaften Schwärmen die Fischzüge. Ueber der Wolga stand wie eine tönende Wolke das Geschrei der Arbeit. Ich war damals in dek Nähe von Astrachan in einer großen Fischerei beschäftigt. Unweit des Blockhauses, in dem wir wohnten, lagen die niederen Bänke, an denen viele Frauen und Mädchen saßen und silberne, blaue und rotgetupfte Fische ausweideten. Die Frauen und Mädchen faszinierten mich. Manchmal beobachtete ich ihre Gesichter bei der Arbeit. Sie blickten mit grellen Augen in das wilde oder ergebene Zucken ihrer Opfer. Sie sogen mit weiten Nüstern den Sterbeduft der Fische und den Salzgeruch der nahen Keller ein und stießen dabei ihre spitzen Messer gewaltig in die kühlen Fische. Es war schön und grauenvoll. In jenen Tagen kam Mratschkowski, ein hoher Beamter aus Moskau, nach jener Fischerei als Oberkontrolleur und brachte seinen Gehilfen Siebenhaar mit. Die Kontrolle ging gnädig vorüber. Charlie, ein ehemaliger Kriegsgefangener, kannte Siebenhaar, und als die beiden Männer wieder nach Moskau abgereist waren, an jenem Vormittag wurde ein fünf Meter großer Stör gefangen, erzählte am Abend im Blockhaus Charlie von jenem Siebenhaar. —

„Dieser Siebenhaar ist tausendmal schlauer als wir alle zusammen," sagte er, „und ich kenne ihn aus einem sibirischen Lager. Es war Herbst 1918. Wir waren eigentlich auf der Flucht, mußt du wissen, das heißt, wir waren aus dem alten Lager getürmt, da war es zu dreckig, aber da rückte Koltschak vor, und wir mußten wieder hinter den Stacheldraht. Die Tschechen hatten sich selbständig gemacht und hoben auch unter uns Truppen aus. Gefahr überall, mein Junge! Gut, wir suchten mit Inbrunst ein neues Lager. Und fanden eins. Siebenhaar war Leutnant, und als wir in das Lager einrückten, war gerade Appell. Es fehlten zwei Gefangene. Zwei Offiziere. Wir reihten uns ein, und Siebenhaar, der schlaue Kerl, verstand es, dem Wachtmeister klar zu machen, daß wir aus einem anderen Lager hierher abkommandiert seien. Siebenhaar erhöhte meinen militärischen Rang, ich war Unteroffizier, wurde nun Leutnant, und der Wachtmeister griff sofort zu, um keine Scherereien wegen den beiden Flüchtlingen zu haben. Das ist eine sonderbare Geschichte, ich weiß es, aber die Welt war damals sehr sonderbar.

Wir wurden in dem Hause des Kommandanten einquartiert. Der Mann wollte die beiden neuen Offiziere kennen lernen. Und Siebenhaar war ein glänzender Erzähler und ließ den Kommandanten gar nicht zur Besinnung kommen. Er war, mußt du wissen, noch gar nicht lange verheiratet, seine Frau schwärmte für den Westen — ein jeder Mensch hat einen Schwarm —; und wir bekamen eine kleine Kammer neben dem Schlafzimmer der jungen Eheleute. Die Wand zwischen uns war eine dünne Bretterwand, und du kannst dir wohl vorstellen, mein lieber Junge, daß uns die nächtlichen Geräusche von nebenan sehr wenig Vergnügen bereiteten."

Er schüttelte sich in der Erinnerung an jene schreckliche Zeit.

Dann lachte er auf und sagte: „Wir schliefen ganz dicht an der dünnen Wand, und Siebenhaar machte ein Loch in die Wand, und wir konnten das Schlafzimmer ganz gut überblicken. Das war ein kümmerlicher Liebesersatz, und wir wechselten am Guckloch ab. Schon in der ersten Nacht waren wir uns darüber einig, daß die junge Frau ihren Mann nicht gerade leidenschaftlich liebte. Sie ertrug wie ein träges Tier seine Liebkosungen. Und wenn sie der Herr Kommandant besuchte, bog sie den Kopf zur Seite und — lache nicht, ich spreche die Wahrheit — sie bog den Kopf zur Seite und zeichnete mit der Hand die Muster in der Tapete nach! So eine Frau hatte ich noch niemals kennen gelernt, und auch Siebenhaar sagte: „Muß Liebe schön sein!"

Siebenhaar hieß eigentlich gar nicht Siebenhaar. Er hieß Leitner und war Ingenieur gewesen; und als der Kommandant an einem Sonntag Gäste einlud — ein Hauptmann von der Koltschak-Armee kam, und noch andere hohe Tiere —, also, da wurden auch wir eingeladen. Es wurde sehr lustig. Ungefähr zwanzig Menschen waren beisammen. Acht Männer und zwölf Frauen. Das stelle dir bitte vor: zwölf Frauen und nur acht Männer!" — Er genoß genießerisch noch einmal jene Situation und fuhr dann in seinem Berichte fort.

„Es gab Wein und Wodka," erzählte er, „auf einem kleinen Tische stand eine wundervolle Sakuska mit Fischen, Salaten und Schnaps, unsere Wirtin war die Liebenswürdigkeit selbst, und kein Mensch hätte an ihre innere Kühle geglaubt. Und wir kamen sehr rasch in guten Schwung. —

Es wurde musiziert und getanzt, Marfa Iwanowna, so hieß die Frau des Kommandanten, war eine leidenschaftliche Tänzerin. Und als sie mit Siebenhaar tanzte, flüsterte er ihr zu:

„Warum, Teuerste und Hochverehrteste, warum malen Sie immer die Muster der Tapete nach, wenn Sie Ihr Gatte besucht?"

Sie wurde rot und weiß, kalt und heiß, und Siebenhaar sagte mir später, er hätte befürchtet, sie würde schreien und ihm ins Gesicht schlagen, aber sie schrie nicht, sie schlug ihn auch nicht ins Gesicht, sie lächelte schon nach zwei Sekunden und antwortete spöttisch: „Die Muster sind doch sehr interessant, — finden Sie nicht auch, Herr Leutnant?"

Siebenhaar sagte mir, daß er auf diese Worte keine richtige Antwort gefunden habe. Er schwieg also und drückte seine Tänzerin ganz fest an sich. Und sie ließ es sich gefallen, sie wiegte sich in den Hüften, sie glühte und blühte, war unermüdlich im Tanzen und lächelte. Und ihr Mann, der Kommandant, freute sich, dieser Idiot, daß sie einen so guten Tänzer gefunden hatte.

Ich war mit einer zierlichen Chinesin beschäftigt. Sie war die Geliebte des russischen Hauptmanns. Ich kannte kein Chinesisch, sie kannte kein Russisch außer einigen lasterhaften Flüchen, die sie mit kindlichem Mund herplapperte, ohne ihren Sinn zu verstehen. Wir hatten schon viel getrunken, und der Duft von Frauenfleisch machte uns vollkommen verrückt. Der Hauptmann war betrunken. Der Kommandant auch. Ich spazierte mit der Chinesin durch den Garten nach dem Badehaus. Als wir abgekühlt wieder ins Freie kamen, begegneten uns Siebenhaar mit Marfa Iwanowna."

Der Erzähler schwieg. Vom jenseitigen Ufer der Wolga hörte man das Heulen der tatarischen Fischerhunde. Aus den nahen Baracken kamen die melancholischen Lieder der Frauen und Mädchen. Ich fragte Charlie: „Ja, und der Kommandant ließ seine Frau so einfach tanzen?"

„Natürlich, das sagte ich doch, antwortete Charlie, „ich glaube, er hatte sich mit der Kühle seiner Frau abgefunden und meinte, der Narr, sie sei auch andern Männern gegenüber Eisjungfrau."

Er lächelte, und mit lächelnden Augen berichtete er weiter.

„Also", sagte er, „nach jenem Fest schliefen wir sehr gut, aber als wir in der nächsten Nacht wieder durch da Loch in der Wand blickten, da traf uns der Blick der Marfa Iwanowna so heftig und heiß, daß es mit unserer Ruhe vorbei war... Erst später habe ich mir überlegt, warum wohl diese Frau in uns so verschossen war. Weißt du, wir waren für sie einfach das Abenteuer aus fremden Ländern, der Glanz von jenseits der Grenzen. Und wir Abenteurer brachten ihr, wenn der Mann verreist war, Glanz und Abenteuer genug!"

„Wie lange waret ihr in jenem Lager?" fragte ich.

„Ach, nicht allzu lange, Koltschak wurde geschlagen, wir türmten in die nächste Stadt und Siebenhaar, das heißt, er hieß damals noch Leitner, kam mit der Tscheka in Verbindung. Und es dauerte nicht lange, da war er schon ein ganz berühmter Menschenjäger."

„Und was geschah mit der Frau des Kommandanten?", wollte ich wissen. — „Keine Ahnung," antwortete Charlie, „ich habe wirklich keine Ahnung, vielleicht ist sie mit Koltschak geflohen und dann in Charbin oder Peking verdorben, vielleicht sitzt sie jetzt auch in einem Sowjetamt als Sekretärin. Sie war sehr begabt, und ich kann mir schon vorstellen, daß sie Karriere gemacht hat." Er schwieg eine kleine Weile und sagte: „So, das war die Geschichte von der Frau des Kommandanten."

Dann stand er auf, reckte die Arme, lächelte und ging aus dem Zimmer. Er wandte sich gelassen den verdunkelten Baracken zu, in denen die Frauen und Mädchen ihre Lieder sangen. Und die Wolga rauschte. Die Hunde der tatarischen Fischer heulten nicht mehr. Aus der Steppe kam schleifender Singsang leichter Windstöße.

Das geheimnisvolle Hotel

Von K. L. Nordhausen.

Das Hotel, das ich von der Grenze aus erblickte, fiel mir sofort auf. Ja, ich muß sagen, es machte einen höchst sonderbaren Eindruck auf mich, obwohl eigentlich nichts an dem altersgrauen, fensterreichen Bau war, was Anlaß zu einer Abneigung gegeben hätte. Ich konnte mir dies nicht gleich erklären, und als ich die sonderbare Geschichte des übrigens vollkommen leerstehenden Hotels erfahren hatte, grübelte ich, wie es wohl kommen konnte, daß mir das Hotel Trepp-Bürgeli auf den ersten Blick Mißbehagen einflößte. Meine Schritte lenkten sich nämlich ganz von selbst, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, daß das Hotel geschlossen war, zu einem anderen, minder stattlichen Hause.

Das Hotel lag an der Streda di Pianbello, jenseits der eidgenössischen Grenzpfähle. Es fand sich zwar in keinem der bekannten Hotelverzeichnisse; allein da der Bau sehr ansehnlich und in gutem Zustande war, da der Preis ungewöhnlich niedrig sich stellte und da endlich der Verkäufer ganz ausgezeichnet zu reden verstand, so erwarben im Spätsommer vorigen Jahres Herr und Frau Trepp-Bürgli das italienische Hotel und bezogen es umgehend mit zwei jungen Verwandten. Diese sollten das Dienstpersonal in neuen „Hotel Trepp-Bürgli" stellen.

Achselzuckend krochen am frühen Abend die Trepp-Bürglis samt ihrem Anhang ins Bett, um für kommende Ereignisse gerüstet zu sein.

Als sie am nächsten Morgen — nicht allzu zeitig — erwachten, da bot sich ihren Augen etwas Merkwürdiges dar. Die beiden Bediensteten merkten es zuerst und stießen dementsprechend markerschütternde Schreie aus. So erlangten von dem Begebnis umgehend die Trepp-Bürglis Kenntnis.

„Gäste! Gäste! — Alle Betten!" Derlei vernahm voll freudigen Schmunzelns ihr Ohr, das noch der Bettzipfel deckte.

Allein, sie machten lange Gesichter, als sie den Tatbestand hernach genauer erfuhren. Es zeigte sich ihnen nämlich nicht die winzigste Spur von anwesenden Gästen! Es zeigte sich vielmehr, daß alle 14 Zimmer und in den 14 Zimmern alle 28 Betten in der Nacht benutzt worden waren! Die Waschgeschirre und die Handtücher waren in Gebrauch gewesen — und was sonst eben davon Zeugnis ablegt, daß Gäste die Hotelzimmer bewohnt hatten. Aber die Gäste waren nicht da! — Das war das merkwürdigste!

Die Gäste stellten sich auch den ganzen Tag über nicht ein. Herr Trepp-Bürgli stand lugend im schattigen Hauseingang.

Die Trepp-Bürglis empfingen auch keinerlei telephonischen Anruf, keinen Brief — nichts! Geheimnisvoll, wie das Eindringen der abgezählten stattlichen Gästeschar in das wohlverschlossene Hotel, blieb auch ihr Verschwinden.

„Ob man die Polizei?" gab die Wirtin zu bedenken.

„Herr Trepp-Bürgli hatte zwar nicht gern mit der Polizei zu tun und war fürs Abwarten."

„Warum gleich Polizei?" meinte er wegwerfend.

„Wir wären dann gesichert!"

„Was heißt gesichert? — Unsinn!" schnitt Herr Trepp-Bürgli alle weiteren diesbezüglichen Erörterungen ab und begab sich zum Hauseingang aufs Ausschauen nach Gästen.

Allein der Tag war wiederum unsinnig heiß und scheuchte alle Gäste aus Tal und Ort, und die wenigen, die sich einstellten, schritten nach Musterung des erwartungsvoll im Hauseingang verharrenden Herrn Trepp-Bürgli vorbei zum Konkurrenz-Hotel. Als die Trepp-Bürglis gegen 10½ Uhr, eine Stunde später als gestern, schlafen gingen, da hatte auch an diesem Tage noch niemand Einlaß bei ihnen begehrt.

Der folgende Morgen freilich zeigte, daß die nämliche Gästeschar, wie in der Nacht zuvor, im Hotel logiert und die blitzende neue Wäsche mit offenbarem Wohlbehagen benutzt hatte!

Nun war Herr Trepp-Bürgli ein ganz anderer! Nichts mehr vom Abwarten, sondern Handeln! — Auf die Mithilfe der Polizei legte er zwar jetzt auch noch keinen Wert. Er erklärte selbst der Mann zu sein, welcher . . .

So wachte er in der Nacht, um den Gästesegen auf die mehr gebräuchliche Art zu empfangen und die Ausstellung der erforderlichen Rechnung vereinbaren zu können.

Allein da sich bis gegen 1 Uhr nachts niemand im Hotel eingestellt hatte, so ging Herr Trepp-Bürgli den Weg in seine Kammer, um nach dem enttäuschungsvollen Tag und der nutzlos verwachten Nacht ergiebig den Schlaf des Gerechten zu tun.

*

Der Schmuggel über die italienisch-schweizerische Grenze nahm überhand. Die Kontrolle auf den Grenzen war strenger als zuvor, und die Scheinwerfer in regerer Tätigkeit als sonst. Die Wachen an den Paßstraßen waren verstärkt worden. Die Pfade über die Grenzhöhen erfuhren schärfere Ueberwachung.

In den fahrplanmäßigen Zügen und auf den Dampfern fand man natürlich nichts, was auf erheblichen Schmuggel schließen ließ. Allein auch die verstärkten Posten nahmen nichts von Belang wahr. Es knallte alle Nächte da und dort. Aber irgendeinen Erfolg hatte man damit nicht.

Die Klagen der schweizerischen Behörden, hervorgerufen durch Proteste der schweizerischen Geschäftsleute, die Schmugglerwaren nicht erwerben wollten und sich solcher Angebote doch nicht erwehren konnten, verstummten während dessen nicht; im Gegenteil, sie wurden in immer energischerer Form über die Grenzen an die entsprechenden Behörden gesandt.

So wurde die Grenzkontrolle noch weit verschärfter gehandhabt und die Fahndung nach Schmugglern mit verdoppeltem Eifer betrieben. Da sich das Glück immer bei den Tüchtigen aufhält, so mußte dem eifrigen Grenzbeamten am Monte Pianbello schließlich ein Erfolg blühen.

Der Erfolg war ungeahnt groß: Auf einem kaum bekannten und wenig beachteten und lebensgefährlich steilen Pfade sah man eines Nachts eine Schmugglerbande in der unerhört stattlichen Kopfzahl von achtundzwanzig Mann im Licht des Scheinwerfers und machte ungesäumt Jagd auf sie.

Allein die Schmuggler waren mit dem Pfade besser vertraut und entkamen ungesehen und unerkannt in der Dunkelheit.

Schüsse durchknallten nutzlos die Nacht.

Beim Morgengrauen nahmen die Zollwächter die Verfolgung der Paschergesellschaft auf und fanden die Spur, die von dieser in der Eile der Flucht hinterlassen worden war. Sie führte in das Fremdenstädtchen unterm Monte Pianbello.

Das Städtchen war bisher außer Betracht gelassen worden. Besondern das neue, so harmlose „Hotel Trepp-Bürgli". — Und was zeigte sich hier nun?!

Es ging rasch, und was nun folgte, ist mit wenigen Worten zu erzählen."

Das Hotel Trepp-Bürgli wurde umstellt, und früh 4 Uhr, eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang, als die Trepp-Bürglis nach dem vergeblichen Wachen des Hausherrn noch gar nicht daran dachten, sich zu erheben, schritt das Unheil schnell herbei.

Man lockte den Wirt durch ein einfaches Drücken auf den Knopf, der mit „Nachtglocke" bezeichnet war, aus seinem Versteck und nahm ihn fest. Sein Sträuben machte ihn erst recht verdächtig, weshalb man ihm weder seine Beteuerung glaubte, daß er sich selber die nächtlich eingeschlichenen Besucher des Hotels nicht erklären könne und seit Tagen selbst mit der Lösung des Rätsels beschäftigt sei, noch sich Mühe gab, die weiblichen Bewohner des Hotels zu vernehmen.

Herr Trepp-Bürgli wurde kurzerhand mitsamt seinem Anhang als Beschluß der achtundzwanzig Mann starken Schmugglerbande, die man einzeln aus den weichen Federbetten hatte holen müssen, abgeführt. — — —



400 Jahre Augsburgische Konfession

Vor 400 Jahren wurde auf dem Reichstag in Augsburg in Anwesenheit des Kaisers Karl V. die von Melanchton ausgearbeitete und von Luther geprüfte Augsburgische Konfession überreicht. Zur Feier dieses Jubiläums finden in Augsburg im Monat Juni zahlreiche festliche Veranstaltungen statt. — Unser Bild zeigt die Verlesung der Augsburgischen Konfession auf dem Reichstag von Augsburg nach einem alten Stich.

So schloß die Geschichte vom sonderbaren Hotel unterm Monte Pfanbello, hart an der schweizerisch-italienischen Grenze, das von Stund an leer stand und ein demgemäß sonderbares Aussehen hat.

Ich würde den Vorfall, so eigenartig er immerhin ist, vergessen und unbeachtet gelassen haben, wenn ich nicht das Ende des „Falles" Trepp-Bürgli (sie kamen mangels Beweisen alle frei) erfahren hätte und damit gewissermaßen auf die Lösung gestoßen wäre. Den armen Herrn Trepp-Bürgli und seinen nicht minder ahnungslosen Anhang traf ich nämlich da um den grünen Waldsee herum, ein paar Wochen später, in einem einfachen Gasthause als Besitzer. Es trieb mich von der Schwelle, als ich über ihr den Namen Trepp-Bürgli las: das heißt nicht allein der Name: Die Leere des Hauses und die im Hausflur erwartungsvoll stehenden Wirtsleute mit ihrem dienenden Verwandtenanhang wohl zuvor! Und wie mir, so schien es auch anderen Gästen zu gehen: Am Abend war immmer noch merkliche Leere im Hause.

So hat es mancher „an sich" — nur dadurch, daß er da ist, daß er zu geeigneter Zeit herumsteht oder schläft, oder sonst ohne Wissen und Absichten Dinge tut, denen unter anderen Umständen nichts beizumessen ist — und ahnt vielleicht sein Leben lang nicht, was mit ihm ist.

Uebrigens, daß auch der neue Gasthof Trepp-Bürgli dicht an der Grenze, und zwar an einer großen Straße, die nach Oesterreich hinüberführt, steht, das entdeckte ich erst heute, als ich zufällig die Karte studierte.

Der rätselhafte Goldfund

Von G. Pourcel.

Sylvain Roumegous ging die Treppe langsam und gemessen hinauf. Er stöhnte dabei unter der Last eines Kohlensackes. Schwer stellte er ihn neben den Ofen und rief: „Melie! Wo bist du?"

Seine Frau erschien in der Küchentür. „Du hast mich aber wirklich erschreckt!" sagte sie. „Kaum habe ich deine Stimme erkannt. Was ist denn los? Du bist so bleich."

„Ja," sagte er stöhnend, „weißt du, was ich unten in einer Kellerecke entdeckt habe — einen kleinen Kasten voller Goldstücke — ein Vermögen — sage ich dir!"

Melie riß die Augen weit auf. „Mit Goldstücken! Wo?"

„Ich wagte nicht, allein damit heraufzugehen — der Kasten ist auch schwer — 25 Kilo vielleicht — nur Gold — weiter nichts als Gold!" — Melie verharrte wie angewurzelt. „Bist du deiner Sache ganz sicher?" flüsterte sie heiser. „Und du bist auch nicht betrunken?" — „Steck eine Lampe an und komm selbst mit in den Keller!" zischte er. — Nach einigen Minuten schlichen sie wieder die Treppen hinauf in ihre Mansarde. Sie trug die Lampe voran, und er hatte die Kassette unterm Mantel verborgen. Umständlich schlossen sie ihre Tür ab und begaben sich ins Schlafzimmer, wo sie den Kasten aufs Bett setzten. Feierlich öffnete er ihn — dann standen sie beide da und starrten geblendet auf das Gold. „Wir müssen mal nachzählen!"

Lauter Goldstücke — Zwanzigfranksstücke — waren es. Die meisten trugen das Bild Napoleons des Dritten. Mit begehrlichen Händen und brennenden Blicken zählten sie — im ganzen waren es 86 420 Francs. Melie lachte heiser: „Er hätte auch wirklich 100 000 Franks sparen können, der Kerl! Viel kann man ja heutzutage nicht anstellen mit den 80 000 Franks.

„Du vergißt," meinte Sylvain aufgebracht, „daß Goldgeld fünf bis sechs mal so viel wert ist wie Papiergeld. In Wirklichkeit ist dies hier ungefähr eine halbe Million."

Dieser Gedanke überwältigte sie einen Moment. Dann sagte sie: „Was fangen wir damit an?"

„Ja," erwiderte er, „ich verkaufe mein Taxi, und wir kaufen uns irgendwo auf dem Lande ein Haus."

„Sollen wir etwa wieder Bauern werden?" fauchte sie. — „Nein, danke! Ich finde, daß wir uns genügend abgerackert haben. Jetzt wollen wir das Leben genießen, uns feine Kleider kaufen, ins Theater gehen, Reisen machen — — —"

„Reisen! Bei den Fahrpreisen und den teuren Hotels! Ich hatte doch nicht geglaubt, daß du so leichtsinnig wärst!"

„Ich — leichtsinnig!"

Es klingelte. Unruhig starrten sie sich an. „Wer kann das sein?!" — Wieder klingelte es. Schnell warf Sylvain ein Tuch über den Kasten. Beide gingen schnell ins andere Zimmer und verschlossen die Tür sorgfältig. Dann machte er auf. Es war die Portiersfrau mit einer Zeitung.

„Denken sie bloß mal; wissen Sie schon, was man jetzt vom alten Pignatel erzählt! (Pignatel war der Hauswirt und vor zwei Tagen gestorben). „Ja — man erzählt also, er sei ermordet worden! Ist das nicht schrecklich! Erwürgt, sagen die Leute! — Morgen kommt die Polizei, um Haussuchung zu halten. Ich sage Ihnen das nur im voraus, denn es kann gut möglich sein, daß die Mieter auch vernommen werden!" —

Bei der Abendmahlzeit saßen sich die beiden Eheleute stumm gegenüber. Keiner hatte Appetit. Plötzlich sagte Melie: „Glaubst du, daß der bewußte Kasten etwa Pignatel gehört hat?"

„Ganz und gar nicht!" entgegnete er aufgebracht. „Erstens würde er ihn ja bei sich in der Wohnung aufbewahrt haben — und außerdem kannst du ja sehen, daß das Geld alt ist. Es muß schon lange dort unten gelegen haben."

Nach einer Weile sagte die Frau: „Es wäre immerhin das Gescheiteste, du würdest zusehen, das Geld loszuwerden, bevor die Polizei kommt. " — Da fuhr er auf. „Du redest wie eine Verrückte! Wie sollte ich das Geld los werden? — Ja — nach und nach — aber wenn ich plötzlich damit in einer Bank auftauche, was glaubst du, was die da sagen würden — — —? Es ist ja nicht mal statthaft, Gold zu haben!" — — —

Während des ganzen Abends saßen sie stumm beieinander. Sie beschäftigten sich wie immer, verharrten aber in unheimlichem Schweigen. Um 10 Uhr gingen sie zu Bett. Aber sie schliefen nicht. Im ganzen Hause war es still und unten im Parterre lag Pignatel tot — ermordet. — — —

„Sylvain!" sagte schließlich Melie im Dunkeln, „wirst du mir schwören, daß nicht du es bist, der ihn erwürgte!"

Sie hatte erwartet, daß er wütend aufbrausen würde. Aber er rührte sich nicht. Er sah aus, als schliefe er.

Einige Minuten später sagte sie, ohne die Stimme zu heben: „Du mußt jetzt aufstehen. Es ist bald fünf Uhr. Du kommst sonst zu spät an die Arbeit!" Er vernahm ihre Worte und erhob sich. Als er sich anschickte, zu gehen, flüsterte sie flehentlich: „Sylvain, lege das Geld wieder in den Kasten und schaffe ihn fort!" Ohne zu protestieren, nahm er den Kasten unter den Arm und ging. Sie eilte ans Fenster, um ihm nachzusehen, als er in den dämmernden Morgen entglitt. Jetzt schritt er auf den Kanal zu, der am Ende der Straße lag. Sie erriet mehr, daß er den Kasten mit seinen Händen hochhob und ins Wasser schleuderte. Dann legte sie sich wieder auf ihr Bett und fing an zu weinen. Nicht wegen des Geldes, sondern weil sie fühlte, daß er nie gestehen würde. Für den Rest des Lebens würde diese Bürde auf ihr lasten — in ewigem Zweifel würde sie fortan zusammen mit einem Manne leben, der vielleicht ein Mörder war — darum weinte sie — — —



Zum Reinhardt-Jubiläum

Am 31. Mai feiert das Deutsche Theater in Berlin den denkwürdigen Tag in der Geschichte der Theaterkunst, an dem Max Reinhardt vor 25 Jahren die Leitung des Deutschen Theaters übernommen hat.

Reinhardt und seine Schauspieler in Rollenbildern.

1. Reihe von links nach rechts: Paul Hartmann, Leopoldine Konstantin, Eduard von Winterstein, Lucie Höflich; 2. Reihe: Max Reinhardt vor 25 Jahren, Paul Wegener, Albert Bassermann; 3. Reihe: Alexander Moissi, Elisabeth Bergner, Werner Krauß, Gertrud Eysoldt.

Der Feldwebel auf dem Thron

Von Voltaire.

Als ich im Jahre 1740 in Brüssel weilte, starb in Berlin Friedrich Wilhelm, der grobe König von Preußen, der unerträglichste und unbestreitbar sparsamste und an barem Gelde reichste aller Monarchen. Sein Sohn Friedrich II., der sich einen so außerordentlichen Namen gemacht hat, unterhielt mit mir seit mehr als vier Jahren einen regelmäßigen Briefwechsel.

Es gibt vielleicht auf der ganzen Welt keinen Vater und Sohn, die sich so wenig ähnelten wie diese beiden Könige. Der Vater war ein wahrer Vandale, der während seiner ganzen Regierungszeit an nichts anderes dachte, als Geld zu hamstern und zu möglichst geringen Kosten das schönste Heer Europas zu unterhalten. Niemals waren Untertanen je ärmer als in seinem Reiche, und niemals gab es je einen reicheren König als ihn. Zu Schleuderpreisen hatte er einen großen Teil der Ländereien seines Adels zusammengekauft, der innerhalb kurzer Zeit das bißchen Geld, das aus diesem Geschäft heraussprang, verpulverte und noch dazu die Hälfte des Erlöses in Form von Steuern an die königliche Schatzkammer hatte abführen müssen. Alle königlichen Ländereien wurden von Steuereinnehmern verwaltet, die zu gleicher Zeit Halsabschneider und Richter waren. Und zwar derart, daß, wenn ein Bauer den Verpächter zum festgesetzten Termin nicht bezahlte, dieser Großagrarier seinen Richterrock aus dem Schranke nahm und den Uebeltäter zum doppelten Betrage verdonnerte. Man muß allerdings bedenken, daß, falls andererseits der Richter am Monatsende seinen Pachtzins an den König schuldig blieb, er ebenfalls für den kommenden Monat den doppelten Betrag zahlen mußte. Tötete jemand einen Hasen, schnitt er von einem Baume aus dem königlichen Forste einen Zweig ab, oder beging er ein anderes Verbrechen, so hatte er eine Geldbuße zu zahlen. Bekam ein Mädchen ein Kind, dann mußten die Mutter oder der Vater oder die Verwandten dem König Geld geben, „um die Sache in Ordnung zu bringen". Die Baronin von Kniephausen, die reichste Witwe von Berlin — sie besaß eine Jahresrente von sieben- bis achttausend Livres — wurde angeklagt, im zweiten Jahre ihres Witwentums einen königlichen Untertanen auf die Welt gesetzt zu haben. Der König schrieb ihr eigenhändig, daß sie, um ihre Ehre zu retten, auf der Stelle dreißigtausend Livres an die Schatzkammer abzuliefern hätte. Sie mußte sich das Geld leihen und war ruiniert.

In Haag hatte der König einen Gesandten namens Luiscius. Er war gewiß von allen Vertretern gekrönter Häupter der am schlechtesten bezahlte. Dieser arme Kerl ließ, um sich Heizmaterial beschaffen, einige Bäume in dem Park von Hons-Lardik, das damals noch dem preußischen Königshause gehörte, fällen. Bald darauf erhielt der Gesandte eine Depesche seines Königs und Herrn, in der die Sperrung seines Gehaltes auf ein Jahr verfügt wurde. Der verzweifelte Luiscius wollte sich mit dem einzigen Rasiermesser, das er besaß, die Kehle durchschneiden. Ein alter Diener eilte dem Gesandten zu Hilfe und rettete ihm unglücklicherweise das Leben.

Es steht fest, daß die Türkei eine Republik ist gegenüber dem Despotismus, der von Friedrich Wilhelm ausgeübt wurde.

Durch solche Mittel gelang es ihm, innerhalb einer Regierungszeit von 28 Jahren in den Gewölben seines Berliner Palastes ungefähr 20 Millionen Taler zusammenzuhamstern, die in mit Eisen beschlagenen Fässern wohlverwahrt waren.

Der Monarch verließ diesen Palast stets zu Fuß, in einem schäbigen blauen Tuchrock gekleidet, der ihm nicht bis an die Knie reichte. Wenn er sich ein neues Gewand kaufte, ließ er seine alten Knöpfe wieder annähen. In diesem Aufzuge inspizierte Seine Majestät, mit einem Korporalstock bewaffnet, jeden Tag sein Regiment der Riesenkerle. In seiner Manie glaubte der alte Geizkragen, daß eine Armee von hunderttausend Schlaksen wie diesen ein ausgezeichnetes und unwiderstehliches Mittel zu Raub- und Eroberungszügen wäre. Nach der Anwerbung von Riesen hielt er auch nach Riesenweibern Ausschau. Alle weiblichen Kanonen des Königreiches, so berichtet G. Le Notre, wurden wie die Sabinerinnen von Werbern entführt und mit Gewalt mit den langen Grenadieren verheiratet. Diese Fastnachtslaune rief in ganz Preußen einen noch nie dagewesenen Schrecken und in dem übrigen Europa ein homerisches Gelächter hervor. Die pikantesten Anekdoten waren im Umlauf. Man erzählte zum Beispiel, daß der grobe Friedrich Wilhelm, als er eines Tages inkognito in der Nähe von Potsdam spazieren ging, einer großen und kräftigen Bauerndirne begegnete, die mit langen Schritten in die Stadt eilte. Er schrieb rasch ein paar Zeilen auf einen Zettel, rief die Vorübergehende an und bat sie, einen Auftrag zu besorgen und das Schriftstück dem Platzmajor in Potsdam zu übergeben. Das dralle Mädchen steckte die Botschaft ein, deren Inhalt es nicht kannte, weil es des Lesens unkundig war. Aber da die Besorgung des Auftrags einen Umweg erforderte, vertraute die Bauerndirne den Brief mit Hilfe eines Groschens Trinkgeld einem lahmen, verhutzelten alten Mütterchen an, das an der Garnisonkirche bettelte. Das alte Weib nahm ihre Krücken und machte sich humpelnd auf die Socken, um das Schriftstück an seine Adresse zu bringen. Der Platzmajor nahm das Schreiben in Empfang, las es durch und betrachtete die Botin mit blöden Augen. In dem Briefe stand: „Order, das Frauenzimmer, das dieses Schreiben überbringt, sofort mit dem Tambor-Major des Ersten Garde-Regiments zu paaren!" Und unterzeichnet war der Brief: „Friedrich Wilhelm, rex."

Widerspruchsloser Gehorsam ist eine militärische Tugend. Der Offizier zögerte keinen Augenblick. Der Tambour-Major noch weniger ... Und ... der Befehl des Königs wurde ausgeführt ... (Deutsch nach der ungekürzten Original-Ausgabe von B. M. B.)

Der Kontrolleur

Von M. Sostschenko.

Die Glocke schrillte. Ich lief hin und öffnete. Hastig stürzte ein Mann ins Zimmer. Scheinbar außer sich. Offenen Mundes, mit hängendem Schnurrbart, irrenden Augen, ein dünnes Rinnsal von Speichel über den Bart sickernd. Der Rock war zerrissen: nur einen Aermel hatte er übergestreift.

„Die Rechenmaschine", stieß der Mann heiser hervar. — „Schnell, wo ist sie?" — Mit erschrecktem „Ach" wies ich zur Decke, wo der Gaszähler hängt. Der Mann sprang auf den Tisch, trat mit dem Fuß auf einen erstklassigen Damenhut und machte sich an der Rechenmaschine zu schaffen.

„Genosse," fragte ich entsetzt, „ich bitte um Entschuldigung, aber wer sind Sie? Ein Kontrolleur?"

„Ein Kontrolleur," sagte heiser der Mann. „Ich werde sofort kontrollieren; dann heißt es weiterlaufen."

Der Kontrolleur sprang herab, stieß sich den Fuß an einer Kofferkante und stürzte auf die Türe zu.

„Genosse, Brüderchen lieb," sagte ich — „Sie sollten sich einen Augenblick setzen. Sie sehen angegriffen aus."

Der Kontrolleur blieb stehen, holte tief Atem und sagte: „Pfui ... wahrhaftig. Ich dampfe heute geradezu. Immerhin sind es 100 Wohnungen. Früher kontrollierten wir sechs; nun sollen es 80 werden. Und schafft man mehr — so hat man Glück. 's gibt heuer Prämien. Schaffe ich heute — sagen wir — 150, so will ich's genug sein lassen. Ich brauche nicht viel; ich bin nicht habgierig."

„Und geht es gut? Schaffen Sie es?" fragte ich behutsam und zupfte den gedrückten Hut zurecht.

„Man schafft's. Leider ist das Publikum noch nicht an die Erhöhung der Produktion gewöhnt. Es beargwöhnt die Eile. Da laufe ich neulich nach Nr. 7 hinein — die glauben einen Räuber vor sich zu haben. Erhoben ein Geschrei. In Nr. 9 zerbrach ich ein Tischchen, solch kleines — wieder gab's Geschrei und Empörung. Im Nachbarhause beschädigte ich aus Versehen die Rechenmaschine — der Besitzer schlug mich in die Fratze. Ihm mißfiel es, sehen Sie, daß die Rechenmaschine nicht so hing, wie sie sollte. Es sei nicht hübsch so, meinte er. Ach, Bürger, wie wenig richtig eingestellt ist noch das Publikum! Nur bei Ihnen hier geht's still und kultiviert zu. — — — Der Hutkrempel da hält noch was aus. Bin ich etwa draufgetreten?"

„Sie sind draufgetreten," sagte ich möglichst zart und band die abgebrochenen Federn hoch. — „Tja, diese Damenmoden," sagte der Kontrolleur unbestimmt und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. Er stieß noch vor der Tür herum und fügte hinzu: „Mit der Rangerhöhung sieht's immer schlimmer aus. Da müht man sich nach Kräften, und das Publikum bleibt rückständig und empört sich wegen der Eile.. Pfui.. ich muß rennen. Leben Sie wohl!"

Der Kontrolleur kam in Bewegung, schlug sich aufs Knie, stieß ein „Hihi" hervor und war mit einem Satze auf der Treppe. — — — Die Produktivität nahm zu.

(Aus dem Russischen übertragen von Wanda Waldenburg.)

denen 2 mit Patronen geladen waren, sowie ferner 100 Stück Patronen, einen Browning „System Mauser“, Kaliber 7,65, welcher gleichfalls geladen war, vorgefunden und beschlagnahmt. y.

Was treibt der Eichenauer Westmarkenverein hinter den Kulissen? Von gut unterrichteter Seite erfahren wir, daß im Ortsverein Mala Dombrowka des Z. O. K. Z. nicht alles in Ordnung ist. Schon jedem Außenstehenden, der mit dem Verein nichts zu tun hat, ist dies aufgefallen, denn die Tätigkeit, die von den Ortsgrößen betrieben wurde, verstummte. Auch kümmern sich die Ortsgrößen um die Verschickung der Ferienkinder in diesem Jahre gar nicht, was in anderen Jahren mit großem Eifer betrieben wurde. Die letzte Generalversammlung dieses Vereins war im November vorigen Jahres. Nach zwei Monaten leitete der Hauptvorstand von Oberschlesien gegen den Ortsvorstand ein Disziplinarverfahren ein und verbat jede Tätigkeit. Nun scheinen die Untersuchungen beendet zu sein, denn der Kreisvorstand berief für den 28. Mai, das ist nach einer fünfmonatigen Untätigkeit, eine außerordentliche Generalversammlung im Lokale von Plottnik ein. Zutritt hatten nur die Mitglieder, die vom Kreisvorstand eine schriftliche Einladung erhalten haben. Neugierde ist keine gute Tugend, und dennoch müssen wir mit Interesse fragen: „Was wird hinter den Kulissen des Westmarkenvereins getrieben?“ Denn wegen einer kleinen Lapalie wird doch nicht ein Vorstand fünf Monate an seiner weiteren Tätigkeit gehindert. Um so mehr von Wert ist es für uns Sozialisten, da der außer Kraft gesetzte Vorstand die ärgsten Hetzen gegen unsere Partei und deren Vertrauensmänner getrieben hat. Hauptsächlich der Exvorsitzende, Gemeindeexekutor Kaczmarek, war während den Wahlen der eifrigste Plakatzerstörer. Vielleicht wollte er dadurch seine Sünden bereuen, um wieder Gnade zu finden? —a.

Königshütte und Umgebung

50. Geburtstag. Heute begeht der Maschinenarbeiter Nikodem Zientek von der ulica Juljusza Ligonia 11 seinen 50. Geburtstag. Wir gratulieren!

Auszahlung der Zivilrenten. Die Auszahlung der Zivilrenten findet am Montag, den 2. Juni wie bisher in der Turnhalle des Männerturnvereins an der ulica Piastowska statt. Vom 1. Juli ab erfolgen die Auszahlungen bis auf weiteres im Saal des „Dom Polski“ an der ulica Wolnosci 64.

Programm für die Uhrenverteilung bei der Königs- und Laurahütte. Die diesjährige Jubiläumsuhrenverteilung findet am Sonntag, den 1. Juni statt. Der eigentlichen Feier geht ein Kirchgang voraus. Anschließend daran findet die Verteilung der Jubiläumsuhren und die Bewirtung im Hüttenpark statt. Auch die nicht mehr in den Diensten der Verwaltung stehenden Jubilare können sowohl am Kirchgang als auch an der Feier im Hüttenpark teilnehmen, wo sie ihre Uhren erhalten. Die Angehörigen verstorbener Jubilare können die Uhr von Montag, den 2. Juni ab in der Werkstättenkasse an der ulica Bytomska abholen. Diejenigen Jubilare, die am Kirchgang nicht teilnehmen, also nicht im geschlossenen Zuge in den Hüttenpark kommen, erhalten in den Zentralrechnungsbüros zum Einlaß in den Hüttenpark einen besonderen Ausweis, da sonst ohne diesen kein Einlaß in den Hüttenpark gewährt wird. In Frage kommen für diese Uhrenverteilung nur die Jubilare der Jahrgänge 1921—1922 und diejenigen vom 1. Juli 1928 bis zum 31. Dezember 1930. Das Fahrgeld wird den auswärtigen Jubilaren zurückerstattet.

Nachtrag zum Stadtverordnetenbericht. In der letzten Stadtverordnetenversammlung wurde als 2. Schriftführer Genosse Wojanski mit 29 Stimmen gewählt.

Uhrendiebstahl. Unbekannte Täter entwendeten aus der Wohnung des Fleischermeisters Johann Muschiol von der ulica Hajducka 48 eine goldene Uhr im Werte von 1500 Zloty und entkamen unerkannt. Vor Ankauf wird gewarnt.

Siemianowitz

Es irrt der Mensch, so lang er lebt.

An und für sich, allgemein verständliche Fehler, die vorkommen können. Es irrt aber fast alles in unserem Vaterlande. Sogar sehr kompetente Behörden, wie z. B. die Gerichte. So geschah es, daß ein unbescholtener Einwohner unserer Ortschaft auf Grund einer Denunzierung unter Anklage kam. Nachdem er neun Monate auf den ersten Termin in nervenpeitschender Ungewißheit gewartet hatte, stellte es sich heraus, daß am Terminstage die Hälfte der Zeugen nicht erschienen waren, weil ihnen keine Vorladung zugestellt wurde. Anläßlich diesem ist der Termin vertagt worden, voraussichtlich bis September, wegen der eintretenden Gerichtsferien. Wieder die tötende Ungewißheit. — In einem zweiten Falle erschienen 6 geladene Zeugen vor Gericht; es wurde Antrag auf Ladung weiterer Zeugen gestellt, und siehe da, es geschah, daß beim nächsten Termin die bereits vernommenen Zeugen nochmals erschienen.

Ein sehr krasser Fall von Zerstreutheit konnte am Mittwoch im Amtsgericht Kattowitz festgestellt werden. Ein angeklagter Redakteur erschien zu einem angesagten Termin. Nachdem der Fall erledigt war, wurde er vom zuständigen Richter für einen weiteren Termin zurückgehalten, der dem Vorgeladenen völlig unbekannt war. Er muß sich sogar vom Richter sagen lassen, daß er für diesen Termin polizeilich vorgeführt werden sollte. Nach längerem Stöbern in den Akten fand der Richter tatsächlich auch die vergessene Anklageschrift und händigte sie dem Beklagten aus.

Es wäre für die Zukunft angebracht, mehr Sorgfalt bei Terminvorladungen anzuwenden und schließlich auch das Zigarettenrauchen in den Gerichtsdienststellen möglichst einzuschränken, da diese stark eingerissene Unsitte faselig macht.

R. B.

Sport am Sonntag

Am Sonntag werden die Spiele um die oberschlesische Fußballmeisterschaft fortgesetzt. Nach den bis jetzt ausgetragenen Spielen zu urteilen, gilt der 1. F. C. als Meisterschaftsfavorit. Die am kommenden Sonntag ausgetragenen Spiele beginnen um 5 Uhr nachmittags und steigen auf dem Platz des erstgenannten Gegners. Vorher spielen die Reserve- und Jugendmannschaften genannter Vereine.

A-Klasse Gruppe 1.

Kolejowy Kattowitz — 1. F. C. Kattowitz.

Im fälligen Meisterschaftsspiel stehen sich auf dem Kolejowyplatz obige Gegner gegenüber. Kolejowy stellt eine gute Mannschaft ins Feld und der Klub wird sich anstrengen müssen, um einen Sieg herauszuholen, zumal er noch eine von den Eisenbahnern erlittene Niederlage wettmachen muß. Jedenfalls verspricht das Spiel sehr interessant zu werden.

Naprzod Lipine — Pogon Kattowitz.

Die Kattowitzer Pogonisten werden wohl in Lipine nicht viel zu bestellen haben und sich vom Meister eine Niederlage gefallen lassen müssen. Nach den letzten Spielen zu urteilen, muß Pogon eine Umstellung seiner Mannschaft vornehmen, um in Zukunft Siege zu erzielen.

Amatorski Königshütte — Hakoah Bielitz.

Die Amateure werden wohl mit den Bielitzer Gästen nicht viel hermachen und dieselben mit einer Niederlage nach Hause schicken.

07 Laurahütte — 06 Zalenze.

Hier werden sich zwei gleichwertige Gegner einen harten Kampf um die Punkte liefern, so daß es schwer ist, einen Sieger im Voraus zu nennen.

B. B. S. V. Bielitz — K. S. Domb.

Einen schweren Kampf wird der K. S. Domb in Bielitz zu bestehen haben und sich mächtig anstrengen müssen, um nicht mit einer Niederlage heimzukehren.

A-Klasse 2. Bezirk.

06 Myslowitz — Polizei Kattowitz.

Schwer ist es, den Polizisten eine Chance gegen die sich augenblicklich in sehr guter Form befindenden 06er einzuräumen. Die Polizei wird also, ohne es zu wollen, die kostbaren Punkte in Myslowitz lassen müssen.

Diana Kattowitz — K. S. Chorzow.

Die Kattowitzer Dianen befinden sich in keiner besonderen Form und werden den guten Chorzowern den Sieg und die Punkte sogar auf eigenem Platz abgeben müssen.

Iskra Laurahütte — 20 Bogutschütz.

In diesem Spiele stehen sich zwei gleichwertige Gegner gegegenüber, die sich einen heißen Kampf um die Punkte liefern und dadurch das Spiel interessant gestalten werden.

B-Liga.

Rosdzin Schoppinitz — Pogon Friedenshüte.
09 Myslowitz — Naprzod Zalenze.
Slovian Bogutschütz — 06 II Myslowitz.
Slavia Ruda — Sportfreunde Königshütte.
Zgoda Bielschowitz — 1. K. S. Tarnowitz.
Slonsk Tarnowitz — 22 Eichenau.
Odra Scharley — Slonsk Laurahütte.
Amatorski II Königshütte — W. K. S. Tarnowitz.

Orzel Josefsdorf — V. f. B. Gleiwitz.

Anläßlich ihres 10 jährigen Bestehens haben sich die Josefsdorfer Adler den spielstarken, zu der Liga gehörenden V. f. B. Gleiwitz verpflichtet. Orzel befindet sich in guter Form, so daß man beruhigt sein kann, daß sie die polnischoberschlesischen Farben würdig vertreten werden.

Schwerathletikkämpfe in Myslowitz.

Sportklub 06 Beuthen — Sila Myslowitz.

Am Sonntag, den 1. Juni, finden nachmittags 5 Uhr, im Saale des Herrn Korzonek in Städtisch-Janow Schwerathletikkämpfe statt, bei denen folgende Gegner gegeneinander kämpfen: **Bantamgewicht:** Reimann—Holewa, **Federgewicht:** Modlich—Oziepke, **Leichtgewicht:** Speck—Meisel, **Weltergewicht:** Reinisch—Sieja, **Mittelgewicht:** Krafczyk—Andres, **Halbschwergewicht:** Malek—Synowietz, **Schwergewicht:** Schmieschek—Meisel. Die Kämpfer aus Deutschoberschlesien sind zuerst genannt und sind anerkannt gute Klasse. Eintrittskarten von 50 Groschen bis 2 Zloty. Außerdem finden noch einige artistische Darbietungen verschiedener Schwerathleten statt.

Leichtathletikmeisterschaften der C-Klasse.

Heute Sonnabend, nachmittags 6 Uhr, finden auf dem Pogonplatz in Kattowitz die Fortsetzung der C-Klassenmeisterschaft statt.

Apothekendienst. Den Sonntagsdienst versieht am 1. Juni die Stadtapotheke, den Nachtdienst in der nächsten Woche dagegen die Berg- und Hüttenapotheke.

Betriebsunfall durch Preßluft. Auf Richterschächte griff der Maschinensteiger S. infolge Mangel an Arbeitskräften selbst bei Beseitigung einer Störung in einer verstopften Preßluftleitung ein. Plötzlich sprang die Verstopfung durch und der mit 8—10 Atmosphären herausgetriebene Pfropfen zerschmetterte S. die linke Hand.

Vom Auto angefahren und verletzt. Auf der ulica Myslowicka in Siemianowitz wurde der 75jährige Invalide Franz Dzida von einem Personenauto angefahren und erheblich verletzt. Der Verunglückte wurde in das Hüttenspital in Siemianowitz geschafft. Wie es heißt, soll der Invalide die Schuld an dem Unfall selbst tragen, welcher es an der notwendigen Vorsicht fehlen ließ. x.

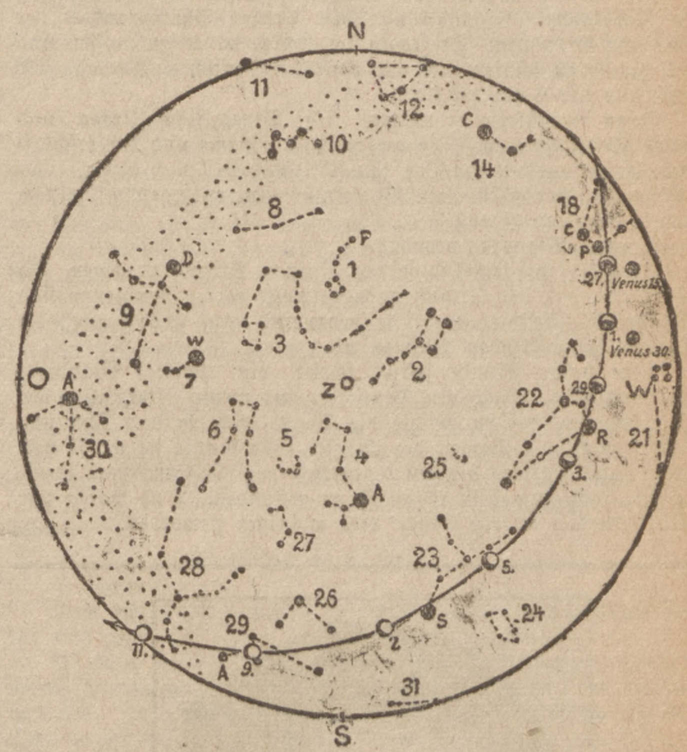
Bittkow. (Vom Völkerbund nicht erledigt.) Die Beschwerde des Oberhäuers Johann Wiesner, welche vom Völkerbund der Gemischten Kommission überwiesen wurde, gelangt am Mittwoch, den 4. Juni, vormittags um 10 Uhr, in Kattowitz zur Erledigung.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Ruda. (Von der letzten Arbeitslosenversammlung.) Am Montag, den 26. d. Mts. fand im Saale des Lokales Lepiarzyk eine Arbeitslosenversammlung statt, welche um 1 Uhr nachmittags vom Vorsitzenden des Arbeitslosenkomitees eröffnet wurde. Nachdem die Tagesordnung bekannt und das Protokoll der letzten Versammlung durch den Schriftführer verlesen wurde, erstattete der Vorsitzende den Tätigkeitsbericht. Dieser ist nicht gut ausgefallen, denn innerhalb zweier Monate wurde vom Komitee fast gar nichts gemacht, um die Lage der Arbeitslosen in der Gemeinde etwas zu verbessern. Die Arbeitslosen erfuhren auch, daß das Komitee am 30. April ein Theater mit Tanz veranstaltet hatte und der Erlös sollte den Arbeitslosen zukommen, die ihre Kinder zur Kommunion schickten (?). Doch fiel dieser Erlös sehr mies aus, denn es mußte zu der Veranstaltung noch eine Summe zugezahlt werden. Hierauf wurde von den Anwesenden der Rücktritt des Arbeitslosenkomitees gefordert. In der anschließenden Neuwahl ist Genosse Stargalla als 1. Vorsitzender, Engel als 2. Vorsitzender und Muc als Schriftführer gewählt worden. Nach der Wahl ergriff Genosse Stargalla das Wort. Redner wies in seinen Ausführungen auf die karge Unterstützung der „Wojewodzka Dorazna“ hin, durch welche die Arbeitslosen sehr geschädigt werden. Der deutsche Bevollmächtigte für Arbeiterfragen zu der Genfer Konvention erklärte doch interessierten Kreisen, daß Polen einen Vertrag unterzeichnet hat, nach welchem aus Deutsch-Oberschlesien entlassenen Arbeitern dieselben Unterstützungen gezahlt werden müssen, wie die einheimischen Arbeitslosen sie beziehen. Selbst Wojewode Grazynski hat sich als Retter der Arbeitslosen vor den Sejmwahlen ausgegeben, indem er ihnen die volle Unterstützung zusicherte. Während die Familien der Arbeitslosen dem Hungertode preisgegeben sind, da sie durch Unterernährung der Tuberkulose zum Opfer fallen, führen die Herren Direktoren mit ihren Rieseneinnahmen ein ausschweifendes Leben. Um natürlich auch als Wohltäter bei den Arbeitslosen zu gelten, veranlassen sie verschiedene Karitas-Verbände, in denen sie als Vorsitzende fungieren, die Arbeiten und nötigen Opfer aber durch die „Kleinen“ ausführen lassen. Redner erwähnte, daß die Arbeiter an dem Elend selbst die Schuld tragen, welche größtenteils zu Wahlen die Ausbeutervertreter selbst wählen. Auch wurde das Verhalten des abgesägten Arbeitslosenkomitees kritisiert, welches sich aus Individuen zusammensetzte, die aus der Funktion eigene Vorteile erzielen wollten, aber um Arbeitslosenfragen sich nicht kümmerten. Nach Annahme einer Resolution wurde die Versammlung gegen ¼4 Uhr geschlossen

Geschäftliches

Ein unangenehmer Gast. Ein sich selbst einladender Gast macht sich jetzt in der Uebergangszeit wieder sehr bemerkbar: Der Schnupfen. Die Ansteckungsfähigkeit und die Verbreitung des Schnupfens ist bekannt und .... gefürchtet. Nicht mit Unrecht, denn der Schnupfen führt oft zu Komplikationen, die leicht in schwere Vereiterung übergehen, kurz, oft der Anfang ernster Krankheiten sind. Deshalb beuge man der folgenschweren Erscheinung des Schnupfens — wie auch jeder Erkältung — rechtzeitig vor. Das Einnehmen von echten Aspirin-Tabletten (Kennzeichnung Bayer-Kreuz), die in jeder Apotheke erhältlich sind, ist als bewährte Maßnahme sehr zu empfehlen. Ferner erscheint es zweckmäßig, die Taschentücher öfter zu wechseln und die Hände recht häufig zu waschen, um so die Weiterverbreitung zu vermeiden. Jeder, der dementsprechend verfährt, erweist nicht nur sich im Interesse seiner Gesundheit, sondern auch seinen Mitmenschen einen Dienst.



Der Sternhimmel im Monat Juni 1930

Die Sternkarte ist für den 1. Juni, abends 10 Uhr, 15. Juni, abends 9 Uhr und 30. Juni, abends 8 Uhr, für Berlin — also für eine Polhöhe von 52½ Grad — berechnet.

Die Sternbilder sind durch punktierte Linien verbunden und mit einer Nummer versehen. Die Buchstaben sind Abkürzungen für die Eigennamen der hellen Sterne. Die Stellungen des Mondes sind von zwei zu zwei Tagen eingetragen. Das Datum steht unterhalb des Mondbildes, und die Pfeillinie zeigt die Richtung der Mondbahn an.

1. Kleiner Bär P=Polarstern, 2. Grosser Bär, 3. Drache, 4. Bootes A=Arktur, 5. Krone, 6. Herkules, 7. Leier W=Wega, 8. Cepheus, 9. Schwan D=Deneb, 10. Cassiopeja, 11. Andromeda, 12. Perseus 14. Fuhrmann C=Capella, 18. Zwillinge C=Castor, P=Pollux, 21. Wasserschlange, 22. Löwe R=Regulus, 23. Jungfrau S=Spica, 24. Rabe, 25. Haar der Berenice, 26. Waage, 27. Schlange, 28. Schlangenträger, 29. Skorpion A=Antares, 30. Adler A=Atair, 31. Centaur.

Z=Zenit. Mond: vom 1.—11. und 27.—29. Juni.
Planet: Venus.

Frühlingsblumen

Von Hermann Hesse.

Kennt ihr den Frühling von Florenz? Wenn am Viale die Rosen zu Knospen beginnen? Wenn die weichen Hügel hinein in lichter Woge die zärtliche Röte der Obstblüte fliegt? Wenn Schlüsselblumen und gelbe Narzissen die fröhlichen Wiesen ganz mit Gold überziehen?

Das ist schön! Diese Tage, da die schwarzen Zypressen sich in den ersten warmen Lüften wiegen! Diese heißen Mittagsstunden, wenn die Mauern des Hügelpfades leis zu glühen beginnen und die erste warme Rast auf durchsonnten Zinnen winkt! Wie dann die Erde sich reckt und glänzt; wie da die fernen Berge immer blauer und sehnlicher herüberstreben, bis euer Herz voll treibend süßen Wanderfiebers wird.

Ueber Fiesole leuchtete ein Mittag, sonnig heiß, mit blank gefiederter Bläue. Veilchenmädchen lärmten in den Gassen, farbig gekleidete Fremde trieben sich in römischen Theatern herum. In dem warmen, steilen Sträßchen, das von der Piazza zum Kloster führt saßen Strohflechterinnen und arbeiteten im [illegible] Aussichtsbank am Mäuerchen droben war allerlei Leben. Kinder — viele blonde darunter — lagen und spielten im Gras, jeden Augenblick bereit, aufzuspringen, wehmütige Gesichter zu machen und zu betteln. Ein paar Hausierweiber mit Strohwaren für die Touristen standen erwartungsvoll dabei, und hart an der Mauer hatte ein hübscher Bursche sein Fernrohr aufgestellt, durch welches man für zwei Soldi jedes Haus von Florenz bis zur Torre del Gallo hinüber sehen kann. Die schöne Zwillingszypresse umströmte leis ein wohlig warmer Wind.

Vom Kloster herab kam ein junger Deutscher gegangen. Alles an ihm war Freude und Begeisterung, sein Gang wiegte sich freudig, seine Augen glänzten, seine Arme waren in erregter Bewegung. Es ist nicht anders, wenn ein junger Nordländer zum erstenmal Fiesole im Frühling sieht. Ihr könnt ihm ansehen, daß er an Lorenzo den Prächtigen, an Jakob Burckhardt und an Böcklin und zugleich mit halbem Mitleid an die ferne Heimat denkt. Nun tritt er mit beiden Füßen das Land, von dem er seit Knabenzeiten gehört und gelesen und geschwärmt hat! Nun liegt zu seinen Füßen Florenz, die Heimat der Kunst, und rings umdrängen ihn Hügel, Villen, Gärten mit ihrer großen Geschichte und ihrer großen Schönheit.

Er fühlt, daß er noch nicht in die Stadt zurückkehren und heute überhaupt nichts tun darf als schlendern und wandern, wie der herrliche Tag es verlangt. Also bummelt er durch Fiesole, kauft sich ein paar Orangen und schlägt den Höhenweg nach Settignano ein.

Es lohnt sich wohl, im Frühjahr diesen Weg zu gehen. Die Stadt verschwindet, man sieht bald weder Häuser noch Menschen mehr. Nur bunte Nähen, ergrünende Felder, satte Wiesen und ernste, schöne Bergzüge, dazwischen einsam und grau das sonderbare Schloß Vincigliata in seinem dürren, jungen Nadelwald. Dem Wanderer ward in der Seele wohl; jeder blühende Baum erfreute ihn, und jede am Hügelkamm auftauchende Zypresse entzückte ihn durch ihr herrlich energisches Emporlodern und ihre klassische Silhouette. Das schönste aber sah er zuletzt.

Das waren die Anemonen. Sie sind freilich nichts ausschließlich Toskanisches, man findet sie überall, aber sie gedeihen hier besonders üppig und sind hier schöner als der ganze übrige Frühling zusammen. Sie sind blau, rot, weiß, gelb, lila und violett. Sie haben große runde Blüten und bedeckten ganze Fluren. Sie lachen, ohne Spielerei, sie lachen — „sie, es lacht die Au!" — Sie schauen so staunend, offen und selig in die Welt wie Kinder. Sie machen die Wiesen zu frohen, bunt gewirkten Teppichen, man sieht sie auf zahllosen toskanischen Bildern des Quattrocento, deren süßen, kindlichen Liebreiz sie erhöhen.

Als der junge Tourist aus Deutschland die Anemonen sah, war er wieder entzückt. Er stürzte sich auf sie und brach ganze Hände voll davon ab. Er freute sich schon, sie in seinem Zimmer zu sehen, in dem Stübchen am Lungarno, zwischen dem Gipsabguß des Robbiaschen Bambino und der großen Photographie der Modonna Granduca. Er freute sich, einige davon zu pressen und nach Hause zu schicken mit ein paar italienischen Worten als Gruß aus der Citta dei fiori.

Dann marschierte er weiter, ließ Vincigliata liegen und strebte Settignano zu. Die ungewohnte Wärme und der erschlaffende Frühlingsduft machten ihn schließlich still und müde. Vor Settignano sprang ihm ein Blumenmädchen entgegen mit einem großen Anemonenstrauß.

Prenda, Signora, prenda!

Er hielt ihr lächelnd seinen eigenen Strauß entgegen. Da sah er erst, daß der Strauß ganz verwelkt war. Anemonen sind vergänglich. Und er warf sie bedauernd weg und kaufte dem Mädchen seine frischen Blumen ab.

Eine halbe Stunde später schritt ein zweiter Wanderer denselben Weg. Auch ein Deutscher, nur wenig älter, aber weniger begeistert. Ihn machte die Sonne nicht müde. Ihn umklangen nicht die Namen der Medici. Er kannte sie wohl, vom alten Pater Patriae bis auf die großherzogliche Sippschaft herab. Er war auch einmal in ihrem Bann gestanden. Doch waren ihm seither allerlei andere Dinge viel wichtiger geworden.

Den schönen Frühling aber liebte er nicht weniger als jener Jüngere, der vor ihm die Straße gegangen war. Er kannte hier jede Höhe und jeden Pfad. Auf allen war er oft und oft gegangen und auf allen diesen Matten, an allen dieser Mäuerchen hatte er einsame, warme Rasten gehalten. Kein Meierhof, kein Kreuzweg, kein Olivengarten, den er nicht kannte und mit dem ihn nicht irgendeine kleine Erinnerung verband.

Er sah auch die Anemonen, seine Lieblinge. Er dachte daran, wieviele Tausend von ihnen jetzt wieder von seinen Landsleuten gepflückt und zertreten wurden. Er grüßte die Blumen mit warmem Blick und nickte ihnen zu.

Als er sich Settignano näherte, sah er jenen welken Strauß auf der staubigen Straße wieder. Er fluchte grimmig.

Bande, elende! Da schwärmen sie für Fra Angelico, die Idioten, und mit den Blumen gehen sie um wie Säue!

Er war schon ein paar Schritte weitergegangn. Da kehrte er wieder um, hob die Blumen von der Straße auf und suchte, ob noch unverwelkte darunter waren. Nein, alle waren verdorben.

Er wollte den Strauß wieder wegwerfen, besann sich aber und nahm ihn bis zur nahen kleinen Brücke mit. Dort warf er ihn in den kühlen Bach. Der Strauß löste sich auf, und die welken Anemonen trieben einzeln und langsam bachab. Er sah ihnen nach und machte im stillen jenem Wanderer, den er nicht kannte, Vorwürfe.

Da droben stehen ja noch Tausende davon, hörte er ihn in Gedanken antworten.

Da deutete er vorwurfsvoll auf die davonschwimmenden Blumen und vergaß einen Augenblick ganz, daß er ja allein war.

Das Aeußere Wallensteins

Geschichtschreiber haben oft den „Friedländer" mit Kaiser Tiberius verglichen, mit der er auch äußere Aehnlichkeit gehabt haben soll. Jedenfalls flößte seine Persönlichkeit ebensowenig Vertrauen ein wie die des römischen Gewalthabers. Schon das bloße Ansehen des Mannes, dessen Charakterbild, „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt", in der Geschichte schwankt, besaß etwas Wildes und Schaudererregendes; ein eigentümliches Grauen erfaßte die wilde Soldateska, wenn seine riesige Gestalt durch die langen Gassen des Lagers schritt. Häufig von Podagra geplagt, pflegte er sich auf ein mächtiges spanisches Rohr zu stützen und tat keinen Schritt, ohne oft umherzublicken. Anzug und Schmuck des großen und hageren Herzogs waren seltsam bunt zusammengesetzt — Beinkleider und Mantel von Scharlach, auch die Leibbinde rot, sowie die Feder, die vom Hute herabhing, der Koller von Elenshaut, der Halskragen nach spanischer Art gekräuselt. Kinn und Lippen waren mit starkem, abstehendem Schnauz- und Knebelbart bedeckt. Das kurz abgeschnittene schwarze Haar stand aufrecht auf hoher glatter Stirn und verlieh dem gelbbraunen Gesicht mit den schwarzen, wildfunkelnden Augen, der gebogenen, aber stumpfen Nase ein um so unheimlicheres Aussehen. Strenge und eisige Kälte verrieten sich in jedem Blicke, jeder Bewegung. Seine Miene war finster, geheimnisvoll und argwöhnisch; die Lippen verzogen sich fast nie auch nur zu leisem Lächeln; die wenigen Worte, die aus seinem Munde gingen, wurden mit einer schneidend scharfen Stimme ausgesprochen. Galt es aber seinen Vorteil, dann konnte der sonst so hochmütige und stolze Mann auch sehr freundlich tun und gute Worte geben, und ebenso über alle Maßen offen und vertraulich scheinen, wie er voll Mißtrauen und Argwohn gegen jedermann war. Er galt nicht bloß lange unter seiner Soldateska für unüberwindlich, sondern auch, worauf auch Schiller in seinem Vorspiel „Wallensteins Lager" anspielt, gleich Tilly, seinem Rival, für „gefroren", d. h. für hieb- und kugelfest.



General von Clausewitz

ein Mitarbeiter Scharnhorsts, wurde am 1. Juni vor 150 Jahren geboren. Einer der größten Kriegstheoretiker aller Zeiten, hat er eine Reihe kriegswissenschaftlicher Werke von höchster Bedeutung hinterlassen, die die Methoden der Kriegsführung bis heute maßgebend beeinflußt haben.

SCHACH-ECKE

Geleitet von Schachmeister **Karl Helling.**

Lösung der Aufgabe Nr. 7.

J. Hasek. Weiß zieht und gewinnt. Weiß: Kb7, Sd8, Sh8, Ba3, b4, c3 (6). Schwarz: Kb5, Bc7, d7, f4 (4).
1. Sd8—c6 d7×c6 (falls f3 so 2. Sd4+ nebst S×f3) 2. Sh8—g6 f4—f3 3. Sg6—e5 f3—f2 4. Se5—d3 f2—f1D 5. Sd3—b2 und matt auf a4 oder c4 ist nicht zu decken.

Partie Nr. 8 — Damengambit.

Weiß: **Kmoch.** Schwarz: **Rubinstein.**

Die folgende Partie wurde im Turnier zu San Remo gespielt.

1. d2—d4 d7—d5 2. c2—c4 e7—e6
3. Sb1—c3 Sg8—f6 4. Lc1—g5 Sb8—d7
5. e2—e3 Lf8—e7 6. Sg1—f3 0—0
7. Ta1—c1 Tf8—e8 8. a2—a3 a7—a6
9. c4×d5 e6×d5 10. Lf1—d3 c7—c6

Eine in der modernen Meisterpraxis recht beliebte Stellung ist entstanden. Meist stehen aber die Bauern noch auf a2 und a7 und Weiß steht dann etwas besser. In der vorliegenden Stellung ist der Vorteil des Weißen noch größer, denn durch das Aufziehen des a-Bauern ist auf b6 eine Felderschwäche entstanden, die bald Bedeutung erlangt.

11. Dd1—c2 Sd7—f8 12. 0—0 Sf6—h5
13. Lg5×e7 Dd8×e7 14. Sc3—a4 De7—c7

Die Schwäche von b6 wird bemerkbar. Die Dame muß decken.

15. b2—b4 Sh5—f6 16. Sa4—c5 ....

Weiß will jetzt mit a3—a4 und b4—b5 eine Verschlechterung der schwarzen Bauernstellung auf dem Damenflügel erzwingen.

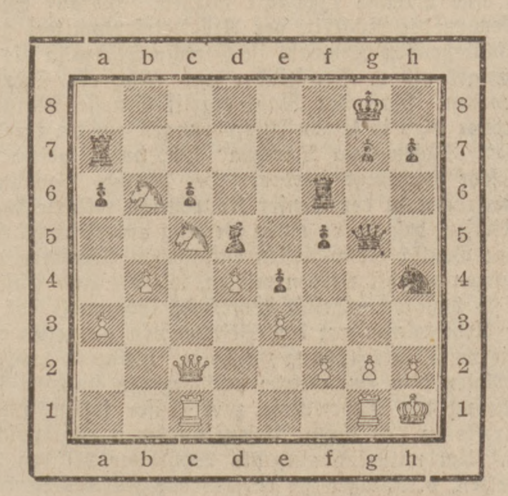
16. .... Dc7—e7 17. Tf1—e1 Sf6—e4

Schwarz versucht das einzig Mögliche, einen Angriff gegen den weißen Königsflügel.

18. Ld3×e4 d5×e4 19. Sf3—d2 f7—f5
20. Sd2—c4 Lc8—e6 21. Sc4—a5 Ta8—a7

Durch die Zulassung des folgenden Figurendurchbruchs gewinnt Schwarz Tempi für den Königsangriff.

22. Sc5×b7! Le6—d5! 23. Sb7—c5 Sf8—g6
24. Kg1—h1 Sg6—h4 25. Sa5—c4 De7—g5
26. Te1—g1 Te8—f8 27. Sc4—b6 Tf8—f6



Jetzt stoppt Weiß durch ein hübsches Manöver den Angriff vollständig ab.

28. Sb6×d5 c6×d5 29. Sc5—d7! h7—h6

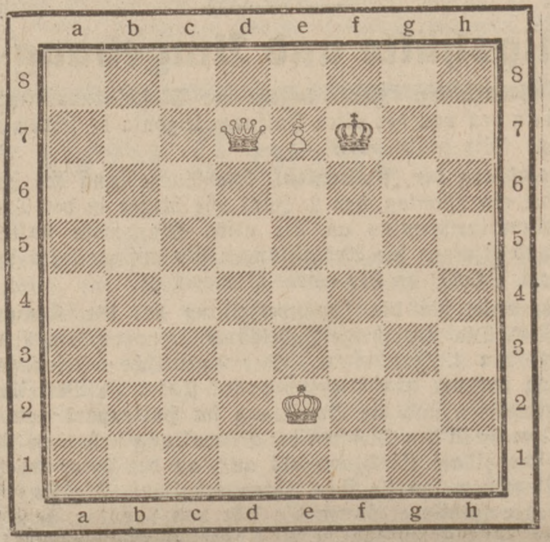
Schwarz hat nicht besseres. Jetzt geht noch die Qualität verloren. Die Stellung ist unhaltbar.

30. Sd7×f6+ Dg5×f6 31. Dc2—c6 Df6—f7
32. Dc6—b6 Kg8—h7 33. Db6—d8 Sh4—g6
34. Tc1—c8 h6—h5 35. Tg1—c1 f5—f4
36. Dd8—g5 Sg6—e7 37. Tc8—c7 Ta7×c7
38. Tc×c7 f4×e3 39. Dg5×e3 ....

Nach T×e7 würde Schwarz mit e3—e2! Dg5—e3 Df6—f4!! sogar noch gewinnen.

39. .... Df7—f6 40. Tc7—c5 Se7—f5
41. De3—f4 Schwarz gibt auf.

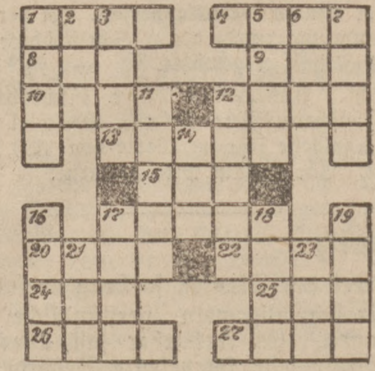
Aufgabe Nr. 8 — S. Loyd.



Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Rätsel-Ecke

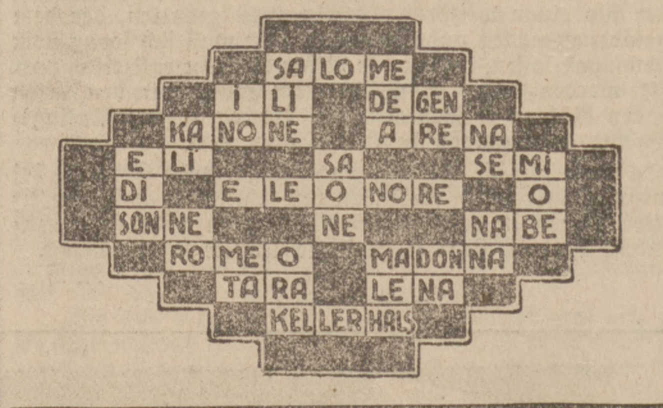
Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Planet, 4. Seemann, 8. europäischer Staatsangehöriger, 9. Nebenfluß der Donau, 10. Klebemittel, 12. schweizer Freiheitsheld, 13. Land in Afrika, 15. Teil des Wagens, 17. Grasfläche, 20. landwirtschaftlicher Ausdruck, 22. Frauenfigur aus der griechischen Sage, 24. Zeitbestimmung, 25. Getränk, 26. griechischer Kriegsgott, 27. Sturmart.

Senkrecht: 1. Fundstätte einer Venusstatue, 2. französisches Flächenmaß, 3. Nahrungsmittel, 5. nordische Götter, 6. Fisch, 7. Stadt in Rußland, 11. König von Neapel, 12. Verweis, 14. Artikel, 16. Mädchenname, 17. Wut, 18. römischer Kiaser, 19. südamerikanisches Säugetier, 21. Raubvogel, 23. Tonart.

Auflösung des Silbenkreuzworträtsels



Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Johann Kowoll, wohnhaft in Katowice, ul. Plebiscytowa 24; für den Inseratenteil: Anton Rzytkki, wohnhaft in Katowice, Verlag und Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.

Wohnungsnot vor 2000 Jahren

„Mietkasernen“ im alten Rom. — Kaiser Augustus spielt Baupolizei.

Wohnungnot — dieser Begriff ist uns heute nur zu geläufig, sie ist ein Problem des Tages. Aber, es ist kaum glaublich und doch wahr — vor 2000 Jahren, im alten Rom war sie auch ein Problem des Tages. Schon damals wehklagten die davon Betroffenen, daß zu wenig gebaut wird, daß man in einem großen Teil der vorhandenen „Mietkasernen“ nur menschenunwürdig wohnen kann, und schon in jener uralten Zeit gab es eine Art Wohnungszwangswirtschaft.

Es war im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt. Ungeheure Menschenmassen strömten nach Rom. Sie wollten in der „Hauptstadt der Welt“ ihr Glück versuchen. Rom wurde von Tag zu Tag größer. Aber . . . in der inneren Stadt durfte nicht gebaut werden. Roms Herren hatten dort ihre Paläste, ihre Gärten, ihre Tempel, und den gewöhnlichen Sterblichen wurde der Zutritt verwehrt. Und da große Menschenmassen tagsüber in den engen Gassen hausten, durften in diesen Straßen Pferdefuhrwerke nur des Nachts verkehren.

Die Römer waren aber nicht nur gute Krieger, sie waren auch vortreffliche Spekulanten. Die Gerissensten unter ihnen erkannten schon frühzeitig, daß man aus der Wohnungsnot, faßt man nur die Sache richtig an, großen Nutzen ziehen kann. Hört man von diesen Vorgängen, die sich vor 2000 Jahren abspielten, so fällt einem unwillkürlich Ben Akibas Spruch ein: „Alles ist schon dagewesen.“ Auch in jenen uralten Zeiten gab es Kartelle. Auch in jenen uralten Zeiten wußten die Finanziers, welche Vorteile der Zusammenschluß in sich birgt. Und auch schon damals gab es großzügige Grundstücksspekulanten. Diese Spekulanten jagten den Hausbesitzern für wenig Geld ihren Besitz ab, kauften Grund und Boden auf, organisierten sich und bestimmten dann die Mietpreise, die selbstverständlich recht hoch waren.

Im alten Rom wüteten von Zeit zu Zeit große Brände. Ganze Stadtteile brannten nieder. Die Grundstücksspekulation war also allem Anschein nach im alten Rom ein gewagtes Geschäft. Weil gefehlt. Eben das Gegenteil war der Fall. Die Spekulanten kalkulierten ganz einfach diese Brände in ihre Rechnung ein. Die Häuser wurden gleich baufällig gebaut und die Mietpreise so berechnet, daß es möglich war, das Kapital und die Zinseszinsen in zwei bis drei Jahren herauszuwirtschaften.

Um dieses Ziel zu erreichen, bauten die damaligen Baumeister in die Höhe. Drei bis vier Stock hohe Häuser wurden errichtet, bei denen sich schon nach einigen Monaten gewaltige Risse zeigten. Der Dichter Martialis wehklagt auch: „Zweihundert Stiegen muß ich steigen, bevor ich in meine Wohnung eintreten kann. Und was für Stiegen! Bei jedem Schritt kracht es bedenklich. Das Geländer ist stellenweise abgebröckelt. Jeden Augenblick droht die Gefahr, daß die Stiege in die Tiefe stürzt.“ Und dieses Haus wurde, wie der damalige Chronist bemerkt, „erst vor sechs Monaten fertig“.

Im Jahre 30 vor Christi Geburt wurden endlich Kaiser Augustus die vielen „Wolkenkratzer“-Bauten zuviel. Der Kaiser erließ daher eine Verordnung, nach welcher die Häuser höchstens eine Höhe von 24 Meter erreichen durften. Kaiser Augustus war also der Urahne der heutigen Baupolizei.

Diese an und für sich weise Verordnung verschärfte jedoch die Wohnungsnot um ein Bedeutendes. Die Spekulanten, die nicht mehr auf ihre Rechnung kamen, ließen die Häuser verfallen, bauten aber keine neuen. Und so wuchs von Tag zu Tag die Unzufriedenheit und artete oftmals in blutige Straßenschlachten aus.

Das Wohnungsproblem und der Wohnungswucher waren überhaupt eine heikle soziale Frage im alten Rom. Man versuchte alles nur Mögliche, um der Wohnungsnot zu steuern. Einige kühne Neuerer liefen sogar gegen das Privateigentum Sturm. Im Jahre 48 vor Christi Geburt hatte der Prätor M. Cälius Rufus einen Gesetzentwurf „De novis tabulis“ ausgearbeitet, in welchem er die Forderung aufstellte, daß die Hausbesitzer von nun ab nicht mehr das Recht haben sollten, von armen Menschen Mieten zu verlangen. Also eine Art Enteignung! Cälius Rufus konnte aber aus seinem Gesetzentwurf kein Gesetz machen. Ein Jahr später versuchte dann der Tribun P. Cornelius Dolabella, das Gesetz Wirklichkeit werden zu lassen. Die Regierung wollte aber nicht, und die einzigen sichtbaren Folgen dieses Gesetzentwurfes waren 800 Tote, die Opfer einer Straßenschlacht, die zwischen Militär und der aufgeregten Volksmenge geschlagen wurde. Zwei Jahre später kam dann Julius Cäsar mit einer neuen Verordnung, worin er die Wohnungsfrage gesetzlich zu regeln suchte. Den genauen Inhalt dieser Verordnug kennen wir leider nicht, nur ein einziger Passus ist uns überliefert worden. Die Hausherren durften nach dieser Notverordnung von Wohnungsmietern, deren Jahresmiete 2000 Sesterzen nicht überstieg, während eines Jahres keine Zahlung verlangen. Die Hausbesitzer murrten zwar, trauten sich jedoch nicht gegen Julius Cäsar und seine Krieger aufzulehnen — und die Notverordnung wurde streng durchgeführt.

An die radikalen Maßnahmen, die der demokratische Diktator sich erlauben durfte, durfte wohl keiner der späteren Imperatoren denken. Und so blieb die Wohnungsnot in Rom ungelöst. Sie blieb es auch anderswo — bis auf den heutigen Tag.

Paul Diner-Denes.

Begnadigt — zur Lepra

Von Friedrich Wolf (Verfasser von „Cyankali“)

In Riga hat der Arzt und Lepraforscher Spiker von dem lettländischen Staatspräsidenten die Begnadigung eines zum Tode verurteilten Verbrechers erbeten und erhalten unter der Bedingung, daß sich der Begnadigte mit Lepra impfen läßt.

Der zum Tode verurteilte Verbrecher Z. liegt auf der Pritsche einer Einzelzelle des Rigaer Zuchthauses. Sein Gnadengesuch ist verworfen. Die Ungewißheit ist somit behoben. Einzig die Zweifel über Zeit und Stunde der Hinrichtung sind noch wegzuräumen.

Z. ist 24 Jahre alt, ein Baum im Saft. Kerngesund. Er streckt sich auf der Pritsche, stößt sich in einer Luftkippe, daß er auf den Beinen steht. Den schweren Schemel, mit dem er tagelang hier übte, hat man ihm genommen. Jetzt macht er seine Morgengymnastik: Schattenhiebe und Marsch um die Zelle, drei Schritt längs, zwei Schritt quer. Im Schlußsprung setzt er von der Tür bis auf die Pritsche.

Und liegt.

Eine halbe Stunde ruht er so in der grauen Helle und versinkt im Nichts der Zwecklosigkeit, eine Stunde, zwei Stunden . . . was ist ihm die Zeit. Er ist ja schon gestrichen, radiert. Da klirrt die Klappe an der Tür. Der Wärter Sabdill steht draußen. Z. kennt ihn am Schlurfen der Strohpantinen und am gurgelnden Asthma. Mag er.

Doch jetzt öffnet sich die Tür: herein treten drei Menschen! Sabdill wie ein lahmer alter Tanzbär, dann der Inspektor mit äugendem Vogelgesicht — ist von seiner Pritsche hochgesprungen und nimmt Stellung — und schließlich ein großer, etwa 60jähriger Herr mit einer grauen Matratze von Bart wie ein Nikolaus und einer bis in den Nacken gehenden sokratischen Denkerstirn. Dieser väterliche alte Herr blättert unentwegt in eine Akte, sendet vergleichende Blicke auf den Deliquenten und debattiert mit sich selbst in Kurzsätzen wie: „Wird sich schon ergeben!“ oder: „Neue Wege müssen beschritten werden!“

Es ist der namhafte Arzt und Leprologe Uexkyll.

Der Inspektor stellt mit einem Blick fest, daß der Schemel fehlt. „Haben Sie sich beruhigt?“ fragt er Z.

„Jawohl, Herr Inspektor!“ reißt sich Z. zusammen und freut sich seiner errungenen Disziplin.

„Sie wissen,“ registriert der Inspektor, „Ihr Gnadengesuch ist abgelehnt. Sie werden mit Ihrem Tod Ihre Tat sühnen. Nun aber ist ein seltsamer Fall eingetreten, vielmehr er kann eintreten . . .“ Mit einem Krawattenblick sieht er auf Z.s Halsgrübchen und dann schnell auf die Bartwoge Uexkylls.

Von da kommts nun wie ein milder Donner: „Es wird eintreten, mein Freund!“ rollt Uexkyll auf Z. zu. „Es besteht kein Zweifel, mein Sohn . . . Neue Wege müssen beschritten werden! Wir werden der Welt ein Beispiel von Opfermut und Menschlichkeit geben! Tod durch den Henker . . . Barbarei! Einsatz des Lebens im Dienst der Forschung . . . eine Pioniertat! Da besteht kein Zweifel! Sie begreifen! Das Memelgebiet und die Randstaaten, einst ein Dorado seltener Hautkrankheiten, sind heute hygienisch dem Westen nivelliert. Selbst die berühmten Lepragebiete Lettlands sind im Rückgang. Unser Lepraheim, einst das Ziel zahlreicher Forscher des Kontinents, beherbergt heute nur noch zwanzig Kranke, meist ältere Fälle. Wir stehen nun vor der entscheidenden Frage: ist die Lepra infolge Autoimmunisation der Bevölkerung im Aussterben, ist der „genius epidemicus“ von sich aus im Schwinden oder wirken unsere Quarantänevorschriften und hygienischen Maßnahmen hier kausal? Eigenblutschutz oder Seife, das ist hier die Frage! Mit einem Wort, es gilt zu ermitteln, ob ein gesunder Mensch unserer Randstaaten heute lepraimmun ist, was ich jedoch . . .“

„Die Regierung,“ serviert der Inspektor, der sich übergangen glaubt, jetzt seinen offiziellen Auftrag, „die Regierung stellt nun im Interesse der Forschung Ihnen anheim, Ihr verfallenes Leben für die Menschheit in die Schanze zu schlagen, voll und ganz einzusetzen . . .“

„Werde ich anders hingerichtet?“ fragt Z. beklommen.

Uexkyll wird rot wie ein Kanonenöfchen. „Unsinn, Torheit! Grade nicht, mein Freund! Das grade ist ja der Unterschied! Sie haben die freie Wahl! Sie können „Nein“ sagen! Sie können die Impfung wählen, denn wir brauchen zu Versuchen gesunde Menschen, um Licht in die furchtbare Krankheit zu bringen! Der Tierversuch versagt hier — wir brauchen Menschenblut, ich meine menschliches Blut, artnahes Blut! Können Sie da nein sagen? Professor Pettenkofer strich sich Cholerabazillen aufs Butterbrot und erkrankte nicht. Es ist möglich, daß auch Sie nicht erkranken. Der Staat bietet Ihnen im Interesse der Menschheit diese letzte außergewöhnliche Chance! Ich darf ohne Eitelkeit sagen, daß ich es war, der diese Form der Begnadigung vor dem sicheren Henkerbeil empfahl. Können Sie nein sagen?“

Der Delinquent gleicht einem Ertrunkenen, mit dem künstliche Wiederbelebungsversuche gemacht werden.

„Kaum glaubhaft, nicht wahr?“ dringt es väterlich aus den Tiefen des Bartes, „und doch . . . hier der Erlaß! Und hier Ihre Willigkeitserklärung! Sie haben nur zu unterschreiben!“

*

Z. hat unterschrieben.

Er ist wie aus dem Wasser gezogen. Wieder öffnet sich langsam die Welt. Dankbarkeit, Freude und leise Furcht tanzen um ihn einen Wirbel, Sadbill und die anderen Wärter betrachten ihn mit Achtung. Er ist ein kostbares Exemplar . . . Er befindet sich jetzt im halboffenen Bau, er hat dreimal täglich Hofausgang und beste Kost . . . muß zu dem Versuch körperlich ganz in Form sein.

Endlich kommt der große Tag.

Er wird von Sabdill und einem zweiten bewaffneten Wärter in das Leprainstitut geführt. Wie wird er wieder herauskommen?

Professor Uexkyll empfängt ihn mit Herzlichkeit. „Nur Mut, mein Freund. Wir werden ganz neue Wege gehen! Dann erfolgt die körperliche Untersuchung und die Blutentnahme. Zwischen der Ermittlung des Blutbildes und der eigentlichen Impfung hat Z. in einem kleinen freundlichen Wartezimmer Platz zu nehmen.

Die Wärter patrouillieren im Gang.

Z. schaut sich um.

Zum ersten Male wieder in einem Zimmer mit richtigen Türen und Fenstern! Hinaus? Man wird ihn fangen.

Er kann nicht sitzen. Nebenan hört er Stimmen. Instrumente klirren auf Glas, dünnes, klingendes Glas; ihn fröstelt. Sinnlos. Jetzt sieht er ein Lexikon . . . Dritter Band „L—R“. Was wollen diese aufdringlichen Goldlettern? . . . „L—R“ . . . warum gerade L? Gedanke!

Er lauscht, schaut um sich, greift den Band, stellt ihn wieder hin, hält den Atem an, greift nochmals, blättert auf "L . . . L . . .“ „Lepra“ . . . richtig . . . da:

„Man unterscheidet Knotenlepra und Nervenlepra . . . unter Fieber und derben Hautschwellungen entstehen wulstige Bildungen, Geschwüre, brandiger Zerfall . . . die Gesichtszüge sind nicht mehr zu erkennen, Hand- und Fußmuskeln entarten, es kommt zu Abstoßungen einzelner Glieder. Die Krankheit führt nach etwa zehn Jahren zum Tode.“

Z. sitzt erstarrt. Er kann nicht einmal zittern.

„Begnadigt!“ kriecht's ihm den Rücken hinauf, „zu Lepra begnadigt.

Auf einmal ist er tagwach. Kampfbereit wie vor dem Gewehr eines Gendarmen.

Das Lexikon steht im Spind. Er tritt auf den Gang. Sabdill und der junge Wärter mit dem Karabiner lehnen an der Treppe und debattieren über Wilna und Polen.

*

„Fertig!“ sagt Z. und tritt zwischen sie.

Die beiden schauen ihn mit Ehrerbietung und stummem Grausen an. Dann geht's zu dem geschlossenen Wagen der Strafanstalt. Während der Fahrt rücken die Wärter auf weitesten Ab-



Von der Leipziger „Ipa“

der Internationalen Pelzfachausstellung, die — von fast allen Kulturstaaten beschickt — am 31. Mai eröffnet wird. Ein Ausschnitt aus der dänischen Abteilung: eine Eisbärin mit ihrem Jungen bei der Untersuchung eines verschneiten Eskimo-Schlittens.

stand; sie spüren die Lepra schon unter der eigenen Haut. Schließlich fragt Sabdill: „Nun sprich!"

„Mich juckt's," meint Z. ruhig.

„Schmerzen?" forscht der Junge mit dem Karabiner.

„Mäßig, die kommen erst," wirft Z. hin. „Wißt ihr, hätte ich's noch mal zu tun . . . nie! Lieber aufs Schafott! Und nun berichtet er den Befund des Lexikons, daß er schon Steifheit und Abgestorbenheit der Glieder spüre, daß sein Gesicht ganz fest werde, sein Blut „faulig zu riechen beginne" . . . und das schlimmste: „Jede Berührung . . ."

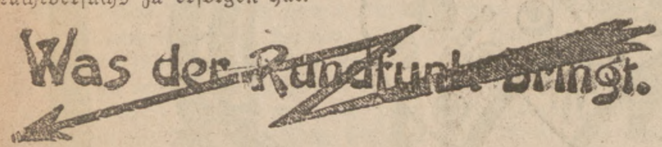
Die beiden springen auf, der Karabiner schlägt gegen die Scheiben, sie wollen aus dem Wagen. Doch Z. steht jetzt an der Tür, er warnt sie vor Berührung, nimmt vom Sitz des alten Wärters den Mantel, befiehlt Drücker und Schlüssel, befiehlt fünf Minuten völliges Schweigen, da er ihnen sonst die Hand geben werde! Dann öffnet er den Wagen und wirft im Sprung den Schlag hinter sich ins Schloß.

*

Mittag in Riga.

Z. verschwindet in Mantel und Mütze des Wärters in der Menge. Man fahndet nach ihm.

Wenn Z. wieder festgenommen wird, wird zu entscheiden sein, ob er hinzurichten oder gemäß seiner Willigkeitserklärung zu Lepra zu begnadigen ist oder ob zuerst eine Bestrafung wegen Fluchtversuchs zu erfolgen hat.



Kattowitz — Welle 408,7

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12,10: Mittagskonzert. 15: Vorträge. 15,40: Volkstümliches Konzert. 16,20: Suitenkonzert. 17,05: Stunde für die Knaben. 18,10: Vorträge. 20: Literarische Stunde. 20,15: Volkstümliches Konzert. 22: aus Warschau.

Montag. 12,05: Mittagskonzert. 16,15: Stunde für die Kinder. 16,45: Schallplattenkonzert. 17,45: Unterhaltungskonzert. 19,05: Vorträge. 20,30: Abendkonzert. 22,25: Konzert.

Warschau — Welle 1411,8

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12,10: Schallplattenkonzert. 16: Vorträge. 16,55: Schallplatten. 17,05: Vortrag. 17,30: Orchesterkonzert. 19,15: Vorträge. 20: Literarische Stunde. 20,15: Volkstümliches Konzert. 22: Uebertragung aus einem Theater.

Montag. 12,10: Mittagskonzert. 16,15: Stunde für die Kinder. 16,45: Schallplatten. 17,15: Französische Stunde. 17,45: Unterhaltungskonzert. 19,10: Vorträge. 20,30: Abendkonzert. 23: Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 253. Breslau Welle 325.

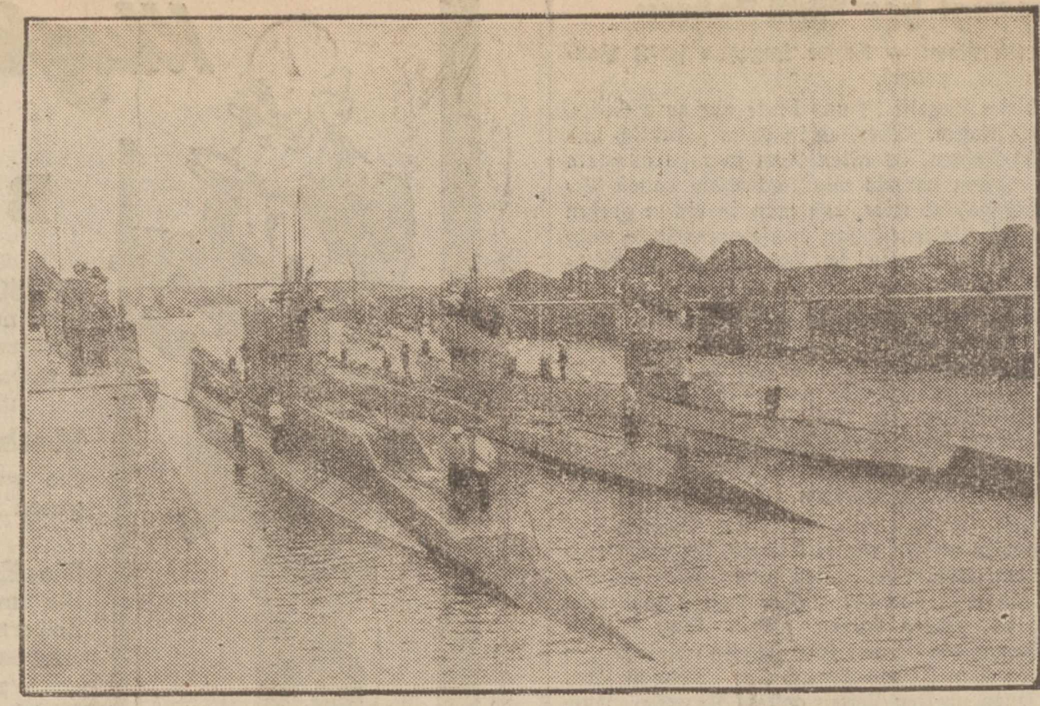
Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht. Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13,06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht. Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15,35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19,20: Wetterbericht. 22,00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24,00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, den 1. Juni. 7,30: Frühkonzert. 8,45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9: Morgenkonzert (Schallplatten). 11: Evangelische Morgenfeier. 12: Romantische Musik. 14: Mittagsberichte. 14,10 Zehn Minuten für den Kleingärtner. 14,20: Die Bedeutung der Deutschen Kampfspiele 1930 in Breslau. 14,40: Schachfunk. 15: Stunde des Landwirts. 15,25: Kinderstunde. 15,50: Zur Uebertragung aus dem Kloster Leubus. 16,20: Unterhaltungskonzert. 17: Schlesische Kunststätten. Im Kloster Leubus. 17,40: Wettervorhersage für den nächsten Tag. 17,40: Wiener Volksmusik. 18,10: Erdachte Gespräche. 18,45: Aus Gleiwitz: Laienspiel. 19: Von der Deutschen Welle: Carl von Clausewitzs Aus Anlaß des 150. Geburtstages. 19,25: Hans Bredow-Schule: Kunstgeschichte. 19,50: Einführung in die Oper des Abends und Bekanntgabe des Personenverzeichnisses. 20: Aus Leipzig: Ali Baba. 21,45—24: Unterhaltungs- und Tanzmusik auf Schallplatten. 22,15: Die Abendberichte.

Montag, den 2. Juni. 9,05: Aus Gleiwitz Schulfunk. 16: Sport. 16,30: Russische Kompositionen. 17,30: Aus Gleiwitz. Stunde der Musik. 18,15: Die Uebersicht. Berichte über Kunst und Literatur. 18,40: Grundlagen der Redekunst. 19,05: Wettervorhersage für den nächsten Tag. 19,05 Abendmusik (Schallplatten). Beliebte Melodien. 20: Von der Deutschen Welle: Gegenwartsfragen. Staat und Kirche. 20,30: Aus Berlin: Die Briganten. 22: Die Abendberichte. 22,25: Funktechnischer Briefkasten.



Englische U-Boote im Nord-Ostsee-Kanal

bei einem Aufenthalt in der Holtenauer Schleuse, von wo sie ihre Fahrt nach Kopenhagen fortsetzten.

Versammlungskalender

Wochenprogramm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonnabend, den 31. Mai 1930: Falken-Abend.

Sonntag, den 1. Juni 1930: „Fahrt". Näheres wird noch bekanntgegeben.

Programm des Touristenvereins Königshütte.

1. Juni: Szczakowa, 1 Tag, Abmarsch 5 Uhr früh, Volkshaus. Führer Scholich.

Bismarckhütte. (Achtung Freidenker!) Am Sonntag, den 1. Juni, veranstaltet der Freidenkerverein einen Ausflug nach dem Buchenwald in Kochlowice. Treffpunkt um 9 Uhr vormittags am Bahnhof Bismarckhütte. Für Unterhaltung ist gesorgt.

Königshütte. (Achtung Ortsausschuß.) Die für Sonntag, den 1. Juni d. Js. einberufene Ortsausschuß-Generalversammlung des Ortsausschusses Königshütte fällt infolge der Uhrenverteilung der Hütte aus. Nächster Termin wird rechtzeitig bekannt gegeben.

Königshütte. (Maschinisten und Heizer.) Am Sonnabend, den 31. Mai, nachm. 6½ Uhr, findet im Volkshaus die fällige Mitgliederversammlung statt.

Königshütte. (Freie Radfahrer!) Die fällige Mitgliederversammlung findet am Sonntag, den 1. Juni, vorm. 10 Uhr, im Vereinszimmer (Volkshaus) statt. Interessenten sind herzlichst willkommen. Frisch auf!

Königshütte. (Achtung Volkschor Vorwärts.) Am Sonntag, den 1. Juni, bei schönem Wetter Ausflug an die Klodnitz. Treffpunkt 6 Uhr früh an den Schrebergärten.

Am Montag, den 2. Juni, Männer-Chorprobe.

Am Mittwoch, den 4. Juni, Vorstandssitzung.

Am Donnerstag, den 5. Juni, Frauen-Chorprobe.

Um restlosen Besuch zu allen diesen Zusammenkünften bittet der Vorstand.

Schlesiengrube. (D. S. A. P. und Arbeiterwohlfahrt.) Am Sonntag, den 1. Juni 1930, nachmittags um 3 Uhr, findet die fällige Mitgliederversammlung im Lokal Spruß, ul. Koscielna 24, statt. Referent: Gen. Matzke.

Sohrau. Sonntag, den 1. Juni, Mitgliederversammlung der D. S. A. P., nachmittags 2 Uhr. Nach dieser Versammlung Vertrauensmänner-Konferenz aus den umliegenden Ortschaften. Referent Genosse Matzke.

Alt-Chechlau. (D. S. A. P) Mitgliederversammlung am 1. Jun nachmittag 3½ Uhr im bekannten Lokal. Vollzähliges Erscheinen aller Genossen und Genossinnen dringend notwendig. Referent Genosse Kowoll.

Eichenau. Am Sonntag, den 1. Juni, nachmittag 3 Uhr, findet im Lokale Achtelik eine sehr wichtige Mitgliederversammlung der D. S. A. P. und Frauengruppe Arbeiterwohlfahrt statt. Mitglieder der Freien Gewerkschaften werden gebeten mit ihren Frauen zu erscheinen. Referentin Genossin Kowoll.

Janow-Nickischschacht. (Ausflug!) Am Sonntag, den 1. Juni, veranstaltet die Partei und Gewerkschaft einen Ausflug nach Emok. Treffpunkt um 2 Uhr, nachm. im Garten in Emok.

Bittkow. (Auf, zu Geisler!) Am heutigen Sonnabend, abends um 7½ Uhr, veranstalten die „Freien Sänger" in den Räumen bei Geisler, in Bittkow, ein Waldsportfest-Vergnügen, wozu außer den Mitgliedern der Kulturvereine und den Gewerkschaften, auch die Sympathiker nebst Angehörigen eingeladen sind. Mitglieder auswärtiger Kulturvereine zahlen nur Mitgliedspreise. Sportkleider und Dirndel als Garderobe ist erwünscht.